

12. Wissenschaftliche Gespräch der DG-Sucht 2009

# Jugend zwischen Abstinenz und Abhängigkeit

Sozialwissenschaftliche Erkenntnisse  
zum Suchtmittelkonsum  
junger Menschen

Gefördert durch:



In Kooperation mit:

**LWL**

Für die Menschen.  
Für Westfalen-Lippe.

12. Wissenschaftliche Gespräch der DG-Sucht 2009

# Jugend zwischen Abstinenz und Abhängigkeit

Sozialwissenschaftliche Erkenntnisse  
zum Suchtmittelkonsum  
junger Menschen

# IMPRESSUM

Sarrazin, Doris (Hrsg.):  
Jugend zwischen Abstinenz und Abhängigkeit –  
Sozialwissenschaftliche Erkenntnisse zum Suchtmittelkonsum junger Menschen.  
Dokumentation zum 12. Wissenschaftlichen Gespräch der DG-Sucht  
4.-6.12.2009 in Münster, Eigendruck, 2010

© Deutsche Gesellschaft für Suchtforschung  
und Suchttherapie e.V. (DG-Sucht)  
Postfach 1453  
59004 Hamm

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf ohne Angabe der Quelle vervielfältigt  
oder verbreitet werden.

Druck und Satz: Druckerei Burlage, Münster  
Layout Umschlag: Lütke-Fahle-Seifert, Münster  
Fotos: Doris Kaldewei, Hamm

# INHALTSVERZEICHNIS

<b>VORWORT</b>	<b>5</b>
<b>JUGENDKULTUREN UND IHRE SUCHTMITTELAFFINITÄT</b> <i>Ute A. Lammel, Aachen</i>	<b>7</b>
<b>JUGEND-MILIEUS UND IHRE SPEZIFISCHE SUCHTMITTELGEFÄHRDUNG - ERKENNTNISSE AUS DER SINUS-JUGENDMILIEU-STUDIE</b> <i>Thomas Becker, Hamm</i>	<b>21</b>
<b>AUS DEN AUGEN, AUS DEM SINN? MEDIEN - DROGEN – POLITIK</b> <i>Daniel Deckers, Frankfurt</i>	<b>25</b>
<b>KONTINUITÄT UND ABRUCH - DELINQUENZVERLÄUFE VOM JUGEND- ZUM ERWACHSENENALTER</b> <i>Klaus Boers, Münster</i>	<b>31</b>
<b>MÖGLICHKEITEN DER RESILIENZFÖRDERUNG AM BEISPIEL DER „POSITIVEN PEERKULTUR“</b> <i>Günther Opp, Halle</i>	<b>61</b>
<b>BEEINFLUSST DAS ERLEBEN DER NATUR EINE GESUNDE ENTWICKLUNG?</b> <i>Gerhard Mertens, Köln</i>	<b>67</b>
<b>BINGEDRINKING: WODURCH KÖNNEN TRINKENDE JUGENDLICHE GUT ERREICHT WERDEN? - SCHLUSSFOLGERUNGEN AUS EINER STUDIE IM AUFTRAG DES BMG</b> <i>Helga Huber, Tübingen</i>	<b>75</b>
<b>WIE DIE JUGEND TICKT. JUGENDMARKETING ODER WELCHE PRÄVENTIVEN BOTSCHAFTEN ERREICHEN GEFÄHRDETE JUGENDLICHE?</b> <i>Bernhard Heinzlmaier, Hamburg</i>	<b>81</b>
<b>SCHLUSSFOLGERUNGEN</b>	<b>87</b>
<b>AUTORENVERZEICHNIS</b>	<b>89</b>



Bonner Jugendliche führen ins Tagungsthema ein.

# VORWORT

Der – übermäßige – Suchtmittelkonsum junger Menschen beherrscht seit einiger Zeit die Tagespresse. Schockierende Fotos und Geschichten beunruhigen Eltern, Lokalpolitiker, Jugendliche selbst und die zuschauende Öffentlichkeit. Experten suchen nach Lösungsansätzen. Inzwischen scheint die Szene wieder mehr in die Privatheit zu verschwinden. Aber auch der Tabak- und Cannabiskonsum bereiten Sorgen. Die veröffentlichten Zahlen z.B. der mit einer Alkoholvergiftung im Krankenhaus behandelten Jugendlichen, die Zunahme des Rauchens bei jungen Mädchen..., lassen keine Entwarnung zu, auch wenn es erste Erfolge zu verzeichnen gibt. Wie ist diese Entwicklung zu verstehen? Wie können wir gegensteuern? Was können, sollen oder müssen wir tun?

Suchtmittelkonsum als soziales Phänomen ist im fachlichen Austausch in den letzten Jahren in den Hintergrund getreten. Wie im angloamerikanischen Sprachraum haben auch bei uns in Deutschland medizinisch-therapeutische Themen (wie z.B. Suchtgedächtnis, neurobiologische Erkenntnisse, individuelle Veränderungsbereitschaft) die Fachdiskussion beherrscht. Ein Grund hierfür liegt einmal in der Orientierung an einer erwiesenen Evidenz einzelner Maßnahmen, die in komplexen Lebenszusammenhängen schwierig nachzuweisen ist. Zum anderen ist Sucht im sozialwissenschaftlichen Denken ein Aspekt unter vielen anderen sozialen Themen. Daher forschen Sozialwissenschaftler in der Regel auch nicht ausschließlich zum Thema Sucht. Der Blick aus Sicht der sozialwissenschaftlichen Disziplinen mit der Orientierung an der sozialen Lebenswirklichkeit junger Menschen ist immer globaler und grundlegender, was komplexere Konzepte sowohl in der Forschung als auch im Praxishandeln erfordert.

Um den Blick auf die soziale Wirklichkeit und Bedingungsfaktoren des Suchtmittelkonsums Jugendlicher zu fokussieren, hat sich das Wissenschaftliche Gespräch der DG-Sucht 2009 mit den sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen und Schlussfolgerungen hierzu befasst. Dazu war sozusagen ein Blick über den Tellerrand der Suchtforschung erforderlich. Sozialwissenschaftliche Studien sind im System der Suchthilfe wenig präsentiert und bekannt. Fachlich ist das Zusammenwirken von Person – Droge – Umwelt als Entstehungstrias für eine Suchtproblematik allgemein akzeptiert. Wir reden seit langem vom bio-psycho-sozialen Modell. Ein Anliegen war es deshalb, das ‚Soziale‘ dieses Modells aus seinem wissenschaftlichen Schattendasein heraus zu holen.

Referentinnen und Referenten aus verschiedenen sozialwissenschaftlichen Disziplinen beleuchteten die aktuelle Lebenssituation junger Menschen und beschrieben besondere Entwicklungsaufgaben und Unterstützungsansätze. Auch wurde der Frage nachgegangen, wie Jugendliche mit präventiven Botschaften erreicht werden können. Zum Einstieg in die Thematik stellten vier Schülerinnen und Schüler aus Bonn verschiedene Jugendtypen aus ihrem Erleben dar. Ute Antonia Lammel, Aachen, erläuterte Jugendkulturen und ihre Affinität zu Suchtmitteln aus wissenschaftlicher Perspektive. Prävention und Frühintervention müssen die Identitätsarbeit als zentrale Entwicklungsaufgabe junger Menschen stärker berücksichtigen, so Ute Antonia Lammel. Auch müssten verstärkt kreative und leibbezogene Ansätze anstelle von an Sprache orientierter Therapie angewandt werden. Die Ergebnisse der Sinus Jugendmilieustudie stellte Thomas Becker, Hamm, vor. Aus seinem Beitrag ergab sich die Frage, wie sich die unterschiedliche Milieuzugehörigkeit von Fachkräften und ihren jugendlichen Klient/innen in der Kommunikation bemerkbar machen und wie sie den Erfolg einer Intervention beein-

flusst. Aus beiden Beiträgen wurde deutlich, dass Jugend nicht gleich Jugend ist, sondern eine differenzierte Betrachtung erfordert.

Klaus Boers, Münster, stellte Delinquenzverläufe von der Jugend bis zum Erwachsenenalter vor. Sein Beitrag zeigte auf, dass die Mehrheit junger Straftäter – auch der Intensivstraftäter – in der Regel eine kriminelle Entwicklung abbrechen, wenn sie eine feste Arbeit finden und eine verlässliche Partnerschaft eingehen. In seiner Untersuchung im so genannten Hell- und Dunkel-feld identifizierte er eine neue Gruppe von Straftätern, die erst spät mit einem delinquenten Verhalten beginnen, in der früheren Jugend aber unauffällig sind. Den Erfolg eines positiven Peer-Einflusses auf unerwünschtes Verhalten stellte Günther Opp, Halle, anhand des Projektes ‚Positive Peer Kultur‘ vor. Dieses Projekt unterstützt beispielhaft unter sehr zurückhaltender Begleitung des Lehrpersonals die Selbstregulation des sozialen Verhaltens im Klassenverbund und fördert Faktoren der Resilienz.

Die Begründungszusammenhänge aus Sicht der Jugendlichen zu ihrem Rauschtrinken erläuterte Helga Huber, Tübingen. Jugendliche möchten in der Freizeit, im Freundeskreis Spaß und Geselligkeit erleben. In der Gruppe wird oft eine Vielzahl von Regeln zur Trinkkultur verabredet. Präventionsangebote sollten die Bedeutung der Peergruppe ernst nehmen, eine positive Eltern-Kind-Beziehung fördern und mediale Ansätze integrieren, so ihr Fazit. ‚Wie die Jugend tickt‘ beschrieb Bernhard Heinzlmaier, Hamburg, aus Sicht der Jugendmarktforschung. In unserer Gesellschaft des permanenten Wandels und einer kollektiven Individualisierung sieht er die Jugendkultur als eine Kultur der ‚schwachen Bindungen‘ an. Sein Fazit: Das Hauptaugenmerk auf non-verbale, symbolische Bereiche der Kommunikation legen.

Ergänzt wurden diese Beiträge durch einen Vortrag von Daniel Deckers, Frankfurt, der ‚Medien – Drogen – Politik‘ und ihre Entwicklung in der gesellschaftlichen Wahrnehmung aus der beobachtenden Perspektive eines Redakteurs aufzeigte. Gerhard Mertens, Köln, ging in einem weiteren ‚Blick über den Tellerrand‘ der Frage nach, ob das Naturerleben eine gesunde Entwicklung beeinflusst und fand viele Herleitungen für eine Bejahung. Den Abschluss bildeten mit dem Faust-Theater, Hamm, wieder junge Menschen, die unter dem Motto: ‚Was wir euch schon immer mal sagen wollten...‘ einen kleinen Spiegel vorhielten.

Seit mehreren Jahren führt die DG-Sucht im Wechsel Wissenschaftliche Tagungen und Wissenschaftliche Gespräche durch. Die Wissenschaftlichen Gespräche sind als ein Austauschforum für Wissenschaftler konzipiert. Hier soll im Sinne einer Klausurveranstaltung ein konkretes Thema vertieft diskutiert werden, in das durch Inputvorträge eingeführt wird. Sie wurden 2009 in Kooperation mit der LWL-Koordinationsstelle Sucht durchgeführt. Die lebhafteste Diskussion lässt sich in dieser Veröffentlichung nicht wiedergeben. Durch die Beiträge der Referentinnen und Referenten ist aber eine ‚Nachlese‘ möglich. Dafür an dieser Stelle ein herzliches Dankeschön, ebenso wie für alle praktische Hilfe in der Umsetzung und die großzügige Förderung des Bundesministeriums für Gesundheit. Den Leserinnen und Lesern wünsche ich eine anregende Lektüre und eine Fortführung der angestoßenen Diskussion.

*Doris Sarrazin*

# JUGENDKULTUREN UND IHRE SUCHTMITTELAFFINITÄT

*Ute Antonia Lammel, Aachen*

1. GESELLSCHAFTLICHE ENTWICKLUNG IN DER SPÄTMODERNE
2. IDENTITÄTSENTWICKLUNG IM JUGENDALTER
3. JUGENDKULTUREN IN DER INFORMATIONS- UND MEDIENGESellschaft
  - 3.1 HIPHOP-SZENE
  - 3.2 PARTY-/ TECHNOSZENE ALS PROTOTYP EINER TANZ- UND MUSIKKULTUR
  - 3.3 WOW ALS PROTOTYP EINER VIRTUELLEN JUGENDKULTUR
4. VERBINDENDE MERKMALE DER RAUSCHAFFINEN JUGENDKULTUREN
5. FAZIT

Mein Interesse an Jugendkulturen währt nun schon sehr lange. Ich erinnere mich an fließende Übergänge von den eigenen Erfahrungen in den Jugendkulturen meiner Jugendzeit hin zu der Sozialarbeit in der Suchthilfe. Da die Konzepte und Methoden der Drogenarbeit in den 1970er und 1980er Jahren erst entwickelt werden mussten, suchten wir jungen Drogenberaterinnen und Drogenberater die Auseinandersetzung mit der Dynamik in den drogenaffinen Jugendkulturen vor Ort, in den Szenen und auf der Straße. Wir suchten nach Zugängen und Behandlungsformen. In den Anfängen der Suchtberatungsstellen in Deutschland waren unsere Klienten Kinder der Hippie-Zeit. Die Jugendkultur der 1960/70er Jahre suchte nach alternativen Lebensformen und Erweiterung des Bewusstseins. Gegen die „Nierentisch-Heilewelt“ der elterlichen Wohnzimmer rebellierte die damalige Jugend in vielfältiger Weise. Das experimentelle Hippie Outfit, die „sexuelle Revolution“ mit der neuen Freizügigkeit, die kollektiven Wohnformen in den Kommunen, der exzessive Drogenkonsum waren ebenso Mittel der Abgrenzung wie auch die Studentenproteste und die radikalisierten politischen Aktivitäten jener Zeit.

Im Nachhinein betrachtet war es die Suchbewegung, die Suche nach Neuem, nach ungewöhnlichen Erfahrungen und Wegen, die die damalige Jugend- und Drogenkultur mit den jungen Professionellen in der Drogenarbeit verband. Zu finden waren zahlreiche Übereinstimmungen in Sachen Mode- und Musik-Geschmack und auch in den politischen Überzeugungen. Die kulturelle Affinität erleichterte die Entwicklung jugendzentrierter Therapiekonzepte. In den vergangenen 20 Jahren hat die Professionalisierung der Suchtarbeit die Qualität der Arbeitsansätze in vielfältiger Weise verbessert und zur Etablierung beigetragen, worüber ich mich sehr freue. Das inzwischen ausdifferenzierte Unterstützungsangebot für Menschen mit manifester Suchterkrankung hat bedauerlicher Weise die Kluft zwischen der Drogenarbeit und der heranwachsenden Generation wachsen lassen. Ich freue mich daher besonders, dass mit diesem wissenschaftlichen Gespräch eine Annäherung gesucht wird.

Im Folgenden werde ich drei Thesen untersuchen: 1. Die Drogenaffinität - der aktuellen Jugendkulturen hat ihre Wurzeln in der Gesellschaft 2. Komplexe Alltagsanforde-



rungen führen zu Überforderung und Stress und nähren die Sehnsucht nach Außeralltäglichkeit in Rausch und Ekstase

3. Jugendkulturen bieten in Zeiten großer gesellschaftlicher Umbrüche Halt, Orientierung und Heimat.

## 1. GESELLSCHAFTLICHE ENTWICKLUNG IN DER SPÄTMODERNE

Wurde die Woodstock-Generation, die Hippie-Kultur, als Resonanz auf die Verkrustung und Enge der Nachkriegsjahre gedeutet, so sind aktuelle Jugendkulturen Spiegelbilder der Spätmoderne (Keupp, 2002). Fünf Merkmale der Informations- und Mediengesellschaft in der Spätmoderne sind für die Entwicklung von Jugendkulturen bedeutend:

1. Globalisierung und Individualisierung
2. Technologischer Fortschritt und Beschleunigung von Entwicklung
3. Entbettung und Wandel der Familienstrukturen
4. Anspruchsvolle Identitätsarbeit
5. Individuelle Suche nach Lebenssinn

Globalisierung, Individualisierung, technologischer Fortschritt sind Merkmale der gesellschaftlichen Entwicklung. Der rasante technologische Fortschritt, besonders im Bereich der Kommunikationsmedien ist Motor für ein hohes Entwicklungstempo. Die Echtzeitdimension der Nachrichtenübermittlung sorgt dafür, dass Moden, Lebensstile, Lebensentwürfe und auch die Jugendkulturen sich weltweit beeinflussen und rasch weiter entwickeln. Der Mensch muss sein Entwicklungstempo beschleunigen, um mit dem rasanten Wandel Schritt halten zu können. Er muss sich ständig neue Wissensbestände aneignen, um den Anschluss nicht zu verpassen.

Die Globalisierung führt zur globalen Abhängigkeit der Weltmärkte. Wie wir in der Finanzkrise sehen können, führt die Globalisierung vor allem zur Unüberschaubarkeit der geldpolitischen und wirtschaft-

lichen Machenschaften. Die Krise der Arbeitsgesellschaft steht damit in unmittelbarem Zusammenhang. Für die Menschen ergibt sich eine hohe Mobilitätsnotwendigkeit, um in Arbeit und Lohn zu sein. Erwerbsarbeit ist verbunden mit Unsicherheit. Nicht nur vom Einzelnen wird große Flexibilität erwartet, auch die daran hängenden Familien müssen ihre Bedürfnisse unterordnen und der Arbeitsstelle des Familienernährers hinter her ziehen. Mit der Globalisierung sind große Wanderbewegungen innerhalb von Deutschland aber auch weltweit verbunden. Die Menschen sind immer wieder aufs Neue herausgefordert neu Fuß zu fassen, sich neu einzubinden und mit neuen Kulturen auseinander zu setzen. Für die Heranwachsenden ergeben sich daraus anspruchsvolle Integrationsleistungen in Schulen und Freundeskreisen.

In der globalisierten, unüberschaubaren Welt ist der Einzelne auf sich selbst zurück geworfen. Probleme müssen vom einzelnen selbst gelöst werden. Kontinuität und Einbindung gehen zunehmend verloren. Der Support durch gewachsene Strukturen fällt im Zuge zahlreicher, arbeitsbedingter Ortswechsel von jungen Familien meist weg. Die Folge ist eine grundlegende Veränderung der familiären Strukturen. Hinzu kommt die Zunahme neuer Lebensformen und eine hohe Scheidungsrate. Folge der hohen Scheidungsrate ist die Zunahme der Ein-Eltern-Familien, die überwiegend Mutter-Familien sind. Diese Familien sind statistisch betrachtet gehäuft von Armut bedroht. Wir müssen davon ausgehen, dass in Deutschland derzeit 2,5 Millionen Kinder in relativer Armut leben und dass im Zuge der Wirtschaftskrise in den nächsten Jahren erneut ein Anstieg zu erwarten ist (Hilgers, Kinderschutzbund; Tagespiegel 01.04.2009). 35 – 40 % der Kinder von Alleinerziehenden leben in relativer Armut (R. Tarneden, Unicef, 20. Jahrestag der UN-Kindercharta, AZ 19.11.2009). 41 % aller Alleinerziehenden erhalten Hartz IV (IAB,

12/2009). Das erhöhte Armutsrisiko trifft somit vor allem die Minderjährigen. Absehbar ist das Ansteigen von Existenzängsten, Stress und Konflikten in Familien. Verunsicherung der Erziehungsbedingungen und ein wachsendes Entwicklungsrisiko für die heranwachsenden Generationen sind die Folgen. Die skizzierten Veränderungen in den Kernfamilien nähren ein hohes Stress- und Konfliktpotenzial für Kinder- und Jugendliche. Die Daten zur gesundheitlichen Situation von Kindern- und Jugendlichen in Deutschland zeigen ein Anwachsen von einer besorgniserregenden Vielfalt an Stressreaktionen. Entwicklungsstörungen, Verhaltensauffälligkeiten, psychische und psychosomatische Erkrankungen im Kindes- und Jugendalter nehmen zu. (Pott, BZgA 2002/ Kinder- und Jugendgesundheitsurvey 2007). Damit steigt auch die Anfälligkeit für den frühzeitigen Konsum von psychoaktiven Substanzen. Für diese wachsende Anfälligkeit der jungen Menschen sind die **Konsumtrends** in ganz **Europa** ein problematischer Nährboden: 1. Vermeidung von Askese 2. Multikonsum als Lebensstil 3. Alltagsdoping 4. Früher Konsumeinstieg.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass sich die Entwicklungsbedingungen für junge Menschen in der spätmodernen Informations- und Mediengesellschaft verschlechtern. Die der jungen Menschen mit besonderen familiären Belastungen, sozialer Benachteiligung und mangelnder Unterstützung haben sich durch das Anwachsen der Außenanforderungen in der globalisierten Welt dramatisch verschlechtert. Die Rauschmittelaffinität hat ihre Wurzeln in dieser gesellschaftlichen Entwicklung.

## 2. IDENTITÄTSENTWICKLUNG IM JUGENDALTER

Die Frage der Rauschmittelaffinität aktueller Jugendkulturen muss im Kontext der Entwicklungsaufgaben des Jugendalters betrachtet werden. Im Zentrum der jugend-

lichen Entwicklungsaufgaben steht die Suche nach der eigenen Identität.

In der spätmodernen Gesellschaft sind die Schablonen und Vorgaben, wie man als Mann oder Frau zu sein hat, welche beruflichen Wege man zu beschreiten hat, nicht mehr tauglich. Vieles scheint möglich, weil die alten Modelle nicht mehr zwingend vorgeschrieben sind. In der Soziologie wird das als „Freisetzungsdimension“ bezeichnet. Die „große Freiheit“ hatte Schattenseiten.

Zugehörigkeit und Identität muss in einer anspruchsvollen Identitätsarbeit entwickelt werden. Der Mensch muss sich zunehmend selbst erschaffen, er ist gezwungen vieles auszuprobieren und muss bereit sein, jederzeit neue Wege im Beruflichen wie in der Wahl seiner Lebensformen zu gehen. **Flexibilität, Kreativität** ist gefordert und **Spannung muss über weite Strecken ausgehalten** werden. Kreativität, Flexibilität und Spannungstoleranz werden als zentrale Kompetenzen und Fähigkeiten gebraucht, um sich dem gesellschaftlichen Wandel anpassen zu können, um mit der enormen Geschwindigkeit von Entwicklungen Schritt halten zu können. Mit Blick auf die Jugend ist besonders zu beklagen, dass wir durch das Auseinanderbrechen der Kernfamilien einen Mangel an Modellen und Vorbildern haben, der auch in den Schulen und Ausbildungsstätten kaum kompensiert wird. Diskontinuität, große Klassenverbände und überforderte Pädagoginnen und Pädagogen bieten einen problematischen Nährboden für die Unterstützung der jugendlichen Identitätsarbeit.

Die Anpassung des jungen Menschen ist zusätzlich erschwert durch die grundsätzliche Krise des Bildungssystems. Die Analyse unseres Bildungssystems weist gerade für Jugendlichen aus sozial benachteiligten Milieus große Defizite auf. Mit der Pisa Studie wurde offenkundig, dass der Bildungsstand junger Menschen in Deutschland

aufs engste mit dem Bildungsstand des Elternhauses verbunden ist. Hier zeigt sich gerade für Kinder aus benachteiligten Elternhäusern eine problematische Ausgangslage für den Weg in ein selbstständiges Leben.

Der Mangel an Unterstützung durch die instabilen Elternhäuser und die überforderten Schulen lassen junge Menschen in den komplizierten Entwicklungsprozessen von Pubertät und Adoleszenz nach anderen Orientierungen suchen. Selbsthilfversuche der Jugend können so aussehen, dass sie sich ausschließlich auf Gleichaltrige konzentrieren oder Halt in anderen Realitäten suchen: Computerspiele wie World of Warcraft (die heute schon von 12-Jährigen gespielt werden), der Drogenrausch, das Verweilen in den nächtlichen Partywelten. Was im ersten Moment als Oberflächlichkeit und Spaßorientierung der Jugend abgetan werden kann, stellt sich bei genauerer Betrachtung als Selbstheilungs- und Selbststabilisierungsversuch heraus. Die jugendlichen Erlebniswelten haben in Zeiten großer gesellschaftlicher Umbrüche viel zu bieten. Der nach Identität suchende

junge Mensch braucht Orientierung und Rollenmodelle für seine Entwicklung.

Die Notwendigkeit für Jugendliche, sich aufgrund des unstillen Lebenswandels ihrer Eltern immer wieder neu anbinden zu müssen, beim gleichzeitigen Mangel an familiärer Einbettung, an Orientierung gebenden Müttern und Vätern, sorgt für eine verstärkte Orientierung an Gleichaltrigen, eine Orientierung an Freundeskreisen, an Jugendszenen und Drogenkulturen. Die Jugendkulturen sind deshalb so brauchbar, weil sie in Hamburg, Berlin, München, Aachen ganz ähnliche Kulturmerkmale aufweisen und überall auf der Welt so etwas wie „heimatliche“ Gefühle erzeugen. Tattoos, Piercings, Frisuren, Klamotten, Musik, Tanz sorgen für Wiedererkennung und Zugehörigkeit.

In den Jugendkulturen finden junge Menschen brauchbare Antworten auf ihre Sehnsucht nach Geborgenheit. Drogen sind Bindemittel in den Freundeskreisen, sie erleichtern die Identifikation mit der Gruppe helfen bei der Bewältigung der Entwicklungsaufgabe: „Aufbau eines Freundes-



kreises; zu Altersgenossen beiderlei Geschlechts neue, tiefere Beziehungen herstellen“ (Feser, 2000). Der gemeinsame Drogenkonsum in den Gleichaltrigengruppen und Freundeskreisen ist damit entwicklungspsychologisch betrachtet funktional. Jugendkulturen und auch die drogenaffinen Kulturen sichern so die **Sozialisation in eigener Regie**. Hier werden Gefühls-, Denk- und Handlungsgewohnheiten geprägt, Maßstäbe für das eigene Handeln weiterentwickelt und, ausgehend von der familiären Prägung, verfeinert.

Um mit *Norbert Elias* zu sprechen, der „**soziale Habitus**“ entwickelt sich: Umgangsformen, Bräuche, Konsumgewohnheiten werden zum Teil des individuellen Habitus. Die sozialen Lebenswelten prägen ebenso den „**Lebensstil**“. *Georg Simmel* versteht unter „Lebensstil“ eine typische Art der Alltagsgestaltung mit typischen Verhaltensweisen. Der Lebensstil ist Mittel der Selbstdarstellung, Identitätspräsentation und Demonstration von Zugehörigkeit zu einer Gruppe. Zum Lebensstil gehören Vorlieben in Sachen Mode, Musik, Körperkultur, Freizeitgestaltung, Ernährungs- und Konsumgewohnheiten, Kommunikationsformen und auch spezifische Rituale. (Petzold, 2006, 368). Mit jeder Jugendszene ist der ihr eigene Lebensstil verbunden. Der Lebensstil wird im Laufe einer andauernden Praxis einverleibt. So auch die „süchtigen Lebensstile“. Jugendkulturen prägen die Lebensstile der jungen Menschen. Ihr Einfluss ist umso prägender, je größer der Mangel an Alternativen und je intensiver das Verweilen in der jeweiligen Kultur ist. Der skizzierte Mangel an Unterstützung in den unsicherer gewordenen Elternhäusern und den überforderten Schulen treibt unsere Sprösslinge früh in die Arme der Jugendszenen und lässt Jugendkulturen und die dort praktizierten Konsumgewohnheiten früh zu einem festen Bestandteil der anspruchsvollen Alltagsbewältigung und des Lebensstils werden.

Das Leben in dieser komplexen globalen Gesellschaft erzeugt Stress und Überforderung. Die wachsende Sehnsucht nach Auszeit, nach Rückzug und Entspannung erscheint nachvollziehbar. Rauschwelten haben den jungen Suchenden viel zu bieten. Im Rausch kann der Mensch dem Alltag in einen Zustand magischer Größe entfliehen.

Nach *Aldo Legnaro* (1981) sind **Merkmale ekstatischer Zustände**:

- Relativität der Zeit/ Zeitlosigkeit
- Entstehung von unermesslichen Raumwelten
- Verwandlung des Denkens in symbolisch-archetypische Konfigurationen
- Der innere Zusammenhang wird zur sinnlichen Erfahrung
- „De-Automatisierung“ der psychologischen Strukturen
- Ich-Entgrenzung
- Veränderung des Weltbezuges/ Erfahrung der „All-Einheit“ der Welt

Die Frage der Suchtmittelaffinität in den Jugendkulturen ist die Frage nach kollektiven und psychodynamischen Mechanismen. Um den Sog und die Prägekraft der Jugendkulturen zu verstehen, ist die psychodynamische Dimension des „flow“ bedeutsam.

Das was Jugendliche erleben, wenn sie in ihrer Jugendkultur Zeit verbringen, gemeinsam „abhängen“, spielen, tanzen oder kultspezifisch aktiv sind, weist Merkmale des von Mihaly Csikszentmihalyi (1975) beschriebenen „flow“ Erlebnisses auf. Csikszentmihalyi untersuchte am Beispiel von Künstlern, Schachspielern, Wissenschaftlern und Sportlern die Qualität der „Freude am Tun“ und des damit verbundenen Glückserlebens. „Im flow-Zustand folgt Handlung auf Handlung, und zwar nach einer inneren Logik, welche kein bewusstes Eingreifen von Seiten des Handelnden zu erfordern scheint. Der Mensch erlebt den Prozess als ein einheitliches „Fließen“ von einem Augenblick zum nächsten, wobei er Meister seines Handelns ist

und kaum eine Trennung zwischen sich, der Umwelt, zwischen Stimulus und Reaktion, oder zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verspürt.“ Es wird ein enger Zusammenhang zwischen Spiel, Kreativität, transzendentalen, religiösen und kollektiven Ritualen gesehen. Im flow erlebt der Mensch „Selbstvergessenheit“, „Transzendenz der Individualität“, „Verschmelzen mit der Welt“ „Grenzüberschreitung“ (Czikszentmihalyi, 2000, 57/67). Das jugendliche Treiben in den Jugendkulturen fördert die Hingabe an den Moment, intensive Glücksgefühle, kreatives Schaffen, exzessives Körper-Erleben und Zugehörigkeit. Insbesondere die Musik und Tanz zentrierten Kulturen, wie die Raving-society und die Hip-Hop-Szene, ermöglichen Flow, Rausch und Ekstase. Aber auch die virtuellen Kulturen, die sich derzeit rasant entwickeln, bieten derartige Erlebnisdimensionen. Online-Spiele wie WOW erzeugen flow und Rauscherfahrungen, ganz ohne Rauschmittel.

### 3. JUGENDKULTUREN IN DER INFORMATIONS- UND MEDIENGESELLSCHAFT

Aktuelle Jugendkulturen sind vielfältig, wandlungsfähig und größtenteils identifiziert mit der herrschenden gesellschaftlichen Konsum- und Vermarktungskultur. „Jugendkulturen heute sind mehrheitsfähige Freizeitwelten“ (Großecker/ Heinzlmaier, 2002, 123) und zeichnen sich durch eine bunte Mischung aus. Nur in einigen wenigen kleinen Szenen wird das „Nein“ zur Gesellschaft noch zelebriert.

Party-Szenen, Hip-Hop-Szenen, Gothik-Szene, Punk-Szenen, Metall-Szenen, Fun-Sport-Szenen, Online-Communities und Rollenspiel-Clans sind als Antwort auf die aktuellen gesellschaftlichen Verhältnisse zu verstehen. Hauptmerkmal aktueller Jugendkulturen ist eine extreme „**Hier und Jetzt—Orientierung**“. Soziologische Analysen verweisen auf einen **hedonistischen Lebensstil** (griech.: Streben nach Sinnen-

lust und Genuss ist oberstes Ziel), der nach kurzfristiger Lustbefriedigung und Spaßoptimierung sucht. Bei genauerer Betrachtung allerdings lässt sich das jugendliche Streben heute wie damals als ein Versuch identifizieren, den gesellschaftlichen Wandel zu meistern. Die aktuellen Jugendszenen sind außerordentlich facettenreich. Die Jugendkulturen spalten sich in zahlreiche Subgruppen auf. Zugehörigkeit zur jeweiligen Szene wird heute, wie schon in den 60er/70er Jahren, durch Mode, Tattoos, Styling und Musik hergestellt. Konnten sich die „Blumenkinder“ noch in der Hippie-Kultur niederlassen, lange Jahre verweilen und sich in ihrer Nische wohlfühlen, so sehen wir heute einen hohen Druck zur Veränderung. Junge Menschen müssen ständig Neues kreieren, um sich von der Erwachsenen-Kultur abzugrenzen. Das kann bedeuten, dass sie zwischen den Szenen auch rasch wechseln können.

Was in allen Zeiten zu den unterschiedlichen Jugendkulturen gehörte ist Feiern, Partymachen, sich an Musik, Tanz und Drogen berauschen, gemeinsam Grenzen zu überschreiten und gemeinsam neue Erlebnisdimensionen zu erkunden. Die alte Sehnsucht des Menschen nach Außeralltäglichkeit und Grenzerfahrung trägt am Ende nur neue Gewänder. Neu ist die weite Verbreitung des Rausch- und Ekstasestrebens junger Menschen. Neu erscheint die Vielfalt der individuellen Möglichkeiten, die Alltagsrealität zu übersteigen, aus der Alltagsrealität abzutauchen: in den Drogenrausch, den Partyrausch, das Rollenspiel in virtuellen Welten. Neu ist der weit verbreitete frühe Einstieg in den Konsum von Rauschmitteln. Neu ist, dass junge Menschen in Parallelwelten leben. (Lammel, 1998) „Parallelwelten ... Sie treten in der Jugendkultur vor allem in drei Formen auf: - als Computer-Welten, - als Hingabe an einen Star, - als nächtlicher Partyrausch alles mit steigender Tendenz.“ (Mackenroth/ Waldschmidt, 1996)

Mehr als sechs Stunden pro Tag im Netz oder in der virtuellen Realität eines Video- oder Online-Spiels, drei Tage Dauerparty am Wochenende sind nicht selten und werden prägend für die Lebensvollzüge, das Wahrnehmen, Denken und Fühlen der jungen Generation. Die Alltagsbewältigung in Familie, Schule und Ausbildung rückt bereits in einem frühen Lebensalter in den Hintergrund. Das intensive und zeitaufwendige Verweilen in diesen Erlebniswelten trainiert früh ein Bedürfnis nach Aufregung, Abenteuer und Highlights. Werden diese Erfahrungen in der „sensiblen Phase“ (Petzold, 2006, 371) von Pubertät und Adoleszenz gemacht, nähren sie früh ein hohes Erregungs- und Aktivitätsniveau, was auch neurophysiologisch Spuren hinterlässt.

Die Suche nach Grenzen und auch die Grenzüberschreitung in Rausch und Ekstase sind untrennbar mit dem Jugendalter verbunden. Das natürliche jugendliche Streben nach Experimenten wird vom Großteil der Jugendlichen unbeschadet überstanden. Sie durchleben eine intensive, experimentierfreudige Zeit mit zahlreichen wertvollen Erfahrungen und wachsen im Laufe des Älterwerdens langsam heraus. Im günstigen Fall nehmen Vernunft und Verantwortungsgefühl zu und die Exzesse werden seltener. Diese Prozesse beginnen sehr früh und dauern heute sehr lange, weil wir es mit einer **lang andauernden Jugendphase** zu tun haben. Die Jugendphase kann heute dauern von 11./12. Lebensjahr bis weit in das 30. Lebensjahr. Die zentrale Entwicklungsaufgabe dieser langen Jugendphase ist die Suche nach der eigenen **Identität**. Dies ist in Anbetracht der skizzierten gesellschaftlichen Situation eine anspruchsvolle Aufgabe und ein sehr störungsanfälliges Unternehmen. Der Zusammenhang zwischen Jugendkulturzugehörigkeit und Identitätsentwicklung soll nun folgend exemplarisch an zwei ausgewählten Jugendscenen verdeutlicht werden. Als drogenaffine Jugendkulturen sind zwei besonders interessant. Die HipHop-

Szene und auch die Raving-Society als Techno-/Party-Kultur bekannt, bieten sich an, weil beide Szenen im Laufe der Jahre unterschiedliche Facetten entwickelt haben. Beide Szenen hatten ihre Blütezeit in den 1990er Jahren und sind immer noch aktuell. Beide Szenen ziehen ein junges Publikum an und Musikqualität & Musiktexte hofieren dem Rauschmittelkonsum.

### 3.1 HIPHOP-SZENE

Die HipHop-Szene ist bisher wenig erforscht. Ich greife daher zurück auf Interviews mit Szeneanhängern, mit Graffiti-Künstlern, DJs. Die HipHop-Szene ist eine Jugendkultur mit zahlreichen kreativen Ausdrucksformen. Sprayer stellen sehr kunstvolle Graffitis her, die in allen Großstädten von der Existenz der Szene zeugen. Die illegale Gestaltung von Mauern und Zügen sorgt bei den jungen Künstlern für einen besonderen Nervenkitzel. Eine inzwischen kommerzialisierte Form des Szeneschaffens ist die HipHop-Musik. Im Breakdance zeigt sich die Tanzkultur der Szene, hier werden sportliche Höchstleistungen trainiert. Zur Einschätzung des Rauschmittelgebrauchs können lediglich Erfahrungsberichte heran gezogen werden. Aus diesen Materialien kann ich ganz oberflächlich betrachtet soviel sagen, dass sich die deutsche HipHop-Szene aufspaltet in zwei Lager. Auf der einen Seite finden wir die intellektuellen Schüler und Studenten, die sich als Graffiti-Künstler und Musikschaufende verstehen, den Breakdance extrem-sportlich betreiben und eine eher gesellschaftskritische Botschaft haben. Auf der anderen Seite finden sich Anhänger des Gangsta-Rap (z.B. Sido, Bushido). Die Botschaft ihrer Texte und Videos ist sexistisch bis pornographisch, gewaltverherrlichend und huldigt dem Besitz von Statussymbolen. Beide Richtungen sind in gleicher Weise mit dem Konsum von Alkohol- und Cannabisprodukten verbunden. Von Szenekennern in Aachen wird berichtet, dass der Drogenkonsum der Szene zunimmt und sich allmählich in Richtung aufputschender Drogen wie Kokain und Amphetamine



bewegt. Empirische Belege hierzu liegen derzeit nicht vor. Deshalb werde ich es bei diesem Kurzbericht zur HipHop-Kultur belassen.

Zur Klärung der Frage nach dem Zusammenhang von **Jugendkultur und Suchtmittelaffinität** will ich zwei aktuelle Kulturen untersuchen. Als Beispiel für eine „leibhaftige“ Jugend- und Musikkultur soll nun folgend die Party-/Techno-Szene genauer beleuchtet werden. Wissenschaftliche Untersuchungen belegen einen weit verbreiteten Konsum von Alkohol, Cannabis Ecstasy, Amphetaminen. Um Parallelen zwischen realen/ leibhaftigen und fiktiven/ virtuellen jugendlichen Erlebnisswelten ziehen zu können, werde ich anschließend auf das Online-Spiel WOW eingehen. WOW soll als Beispiel für virtuelle „entkörperlichte“ Gemeinschaften stehen.

### 3.2 PARTY-/TECHNOSZENE ALS PROTOTYP EINER TANZ- UND MUSIKKULTUR

Aus einer repräsentativen Stichprobe von 14- bis 18-jährigen Schülern (Aachen Studie, Lammel 2003) wurden in einer Subgruppenanalyse die Jugendlichen mit risikoreichem Konsum genauer untersucht. Das waren 11 % der Gesamtstichprobe. Alle risikoreich Konsumierenden praktizierten ein **multiples Konsummuster**. Sie wiesen im Vergleich mit den Daten der Drogenaffinitätsstudien ein um zwei Jahre früheren Einstieg in den Konsum von Nikotin, Alkohol und Cannabiskonsum auf. Alle ihre Freunde konsumierten ebenfalls Rauschmittel. Der Zusammenhang zwischen **drogenaffizierten Freundeskreisen** und einem risikoreichen Konsum wurde auch in anderen Studien nachgewiesen (z.B. Reuband 1992, Petermann et al, 1997; Lammel, 2003) und sie hatten eine **ausgeprägte Außenorientierung**. Je schlechter das Verhältnis zum Elternhaus, umso stärker die Außenorientierung. Bis hin zu 20/25 Mal pro Monat waren diese Jugendlichen nachtaktiv unterwegs. Es wurde ein signifikanter Zusammenhang zwischen risiko-

reichem Konsum und der Partyszene gefunden. Auch aus diesem Grunde soll die Partyszene exemplarisch für aktuelle Jugendkulturen vorgestellt werden. Die Partyszene kann als Prototyp einer drogenaffinen Jugendkultur gelten (Lammel 2003, 2006) und sie weist zentrale Merkmale der spätmodernen Gesellschaft auf. Die jetzt vorgestellten Erkenntnisse zu dieser Jugendszene basieren auf den Feldstudien, die ich zwischen 1997 - 2003 mit Studierenden durchführte.

Die Party-/Techno-Szene, auch Raving-Society genannt, „... ist eine Musik- und Tanzkultur mit dem Ziel der ekstatischen Selbstüberschreitung. Nicht selten findet das Ekstase-Erleben mit Hilfe von Partydrogen seine Steigerung.“ (Lammel, in Petzold/Schay/Ebert, 2004; Schroers, 1998). Am 10. Juli 1999 tanzte eine Masse von 1,4 Millionen junger Frauen und Männer die Love Parade „music is the key“ in Berlin. Eine Clubkultur, der in ihren Anfängen eine kurze Lebensdauer vorher gesagt war und die heute, zehn Jahre später, aber immer noch in zahlreichen Facetten - vom Mainstream bis hin zu einer avangarden Clubszene - lebt. Die Dynamik dieser nächtlichen Feierkulturen ist mit und ohne den Konsum an Rauschmittel mächtig vereinnahmend. Rauschqualitäten können auch ohne den Konsum von Drogen - allein durch das Tanzen und die Teilhabe an der nächtlichen Partykultur - erzeugt werden. Partywelten sind eher sprachlose Räume mit atmosphärischer Prägung: Musikqualität und Lichtinszenierungen fördern das Abtauchen in strukturlose Räume. Partydrogen werden als Verstärker dieses Prozesses eingesetzt. Partywelten erzeugen Glücksgefühle und fördern die Sehnsucht nach mehr. Sie sind eine Art Traumwelt und stellen Bühnen zur Verfügung, auf denen junge Menschen sich selbst inszenieren und spielerisch erproben können. Die Analyse der Partydynamik und auch die Interviews mit Szenegängern in Berlin offenbaren eine vielschichtige Bedürfnislage:

Junge Partygänger beschreiben einen Hunger

- nach Gemeinschaftserleben und Zusammengehörigkeit
- nach Familie
- nach tief greifender sinnlicher Erfahrung
- nach Selbstvergewisserung
- nach Auflösung von Raum- und Zeitstrukturen
- nach Entspannung
- nach Bewegung und Aufregung

Die Beschaffenheit der Technomusik, auch der mainstream Partymusik mit 180 bpm (beats per minutes), ermöglicht Gefühle von Entspannung und Aufregung zugleich. Der Tanz in der Masse ermöglicht Rückzug und Selbstpräsentation zugleich. Trotz der heftigen Geschwindigkeit der Beats wird Ruhe empfunden. Die Hingabe an die alles umfassende Atmosphäre vermittelt Wärme und Geborgenheit. Im Tanz, der archaischen Ritualen gleicht, vollzieht sich eine Art Regression, die Ansprüche der Außenwelt ausblendet. Im Tanz wird das Gefühl von persönlicher Größe und Zugehörigkeit empfunden. Junge Partygänger sagen, dass sie sich im ekstatischen Tanz geborgen fühlen und einige Szenegänger beschreiben das Erleben als eine Art „Gotteserfahrung“. Auch die rauschmittelfreien Erfahrungsberichte der jungen Feldforscher und -forscherinnen beschrieben am Ende einer durchtanzten Nacht in der Szene derartige Glückgefühle.

Die Partywelten passen zur gesellschaftlichen Situation und zur jugendlichen Bedürfnislage. Da wo es kaum noch Verlässlichkeiten und sichere Zugehörigkeit gibt, sind situationsbedingte Gemeinschaften zeitgemäß. Jugend sucht in den Wirren der großen gesellschaftlichen Umbrüche nach Formen der Anbindung, die kurzfristig herstellbar sind. Partygänger sind bunt und kreativ auf der Suche nach Sinnlichkeit und Bewegung. Diese **Sehnsucht nach Sinnlichkeit und Spielraum** ist bei der Entwicklung therapeutischer Hilfen für entgleiste

junge Partyanhänger zu berücksichtigen. Für die Partywelten gilt, was auch auf andere Jugendszenen zutrifft: Jugendszenen im 21. Jahrtausend sind labile Gebilde, die sich durch wandlungsfähige Zugehörigkeit ihrer Mitglieder auszeichnen, die eine „Teilzeit-Gesellungsform“ (Hitzler et al, 2001) darstellen und den freigesetzten Individuen in der Spätmoderne Halt und Orientierung geben. Sie ermöglichen Hingabe an den Moment (flow). Da wo die Zukunft im Nebel liegt, ist vielleicht die **Intensität des Moments**, das was Halt gibt. Partywelten als „Rauschkultur“ ermöglichen – nach den Interviews zu urteilen – auch spirituelle Erfahrungen. Sie treten damit möglicherweise an die Stelle von Familien und Religionen, die in der Spätmoderne an Haltekraft verloren haben.

Die gesellschaftliche Entwicklung führt zu einer Hier-und-Jetzt-Orientierung. Man geht keine Verbindlichkeiten mehr ein. In den nächtlichen Party-Welten braucht niemand Verbindlichkeiten einzugehen, die Zugehörigkeit zur **Party-family** kann jederzeit, fast überall auf der Welt, für den Augenblick hergestellt werden. Die Party-Welt ist besonders dann attraktiv, wenn sich die Alltagswelt reiz- und unterstützungsarm zeigt. Der Party- und Drogenrausch hat den jungen Suchenden viel zu bieten: **Zugehörigkeit, Intensität, Spielraum, Aufregung und Entspannung zugleich**. Hier wird ein Vakuum gefüllt. Es sind Erlebnisse, die als bereichernd beschrieben werden. Die Suche nach Hochgefühlen, nach Außergewöhnlichem, nach Außeralltäglichkeit findet in den nächtlichen Feierkulturen eine Antwort.

Die sehnsüchtig suchende jugendliche Seele findet in der **Tanz- und Drogenrausch-Traumwelt** brauchbare Nahrung. Aus diesen Erfahrungswelten kann der Mensch gestärkt hervor gehen und er kann sich darin verlieren. Das Risiko ist ebenso enthalten, wie auch ein Entwicklungspotenzial. Die Interviews mit Aussteigern aus der



Techno-Szene, die wir 2006/07 durchführten, zeigen, dass zahlreiche Erfahrungen aus den Jahren des exzessiven Feierns in den Alltag transportiert wurden. Als positive Resultate ihrer Zeit in der Szene wurden größere Offenheit anderen Menschen gegenüber, mehr Toleranz und ein besseres Einfühlungsvermögen beschrieben. Wertvoll für die eigene Entwicklung fanden unsere Gesprächspartnerinnen und -partner, dass sie sich in der Szene in vielfältiger Weise spielerisch erproben konnten.

### 3.3 WOW ALS PROTOTYP EINER VIRTUELLEN JUGENDKULTUR

Computerspiele sind die modernste Form des Spielens. Spielen ist so alt wie die Menschheit und diente schon immer der Zerstreuung und Freude. „...sich zu Lebzeiten von den Bedingungen des irdischen Daseins zu lösen“ sieht Te Wildt als uralten Menschheitstraum und er spricht in Zusammenhang mit virtuellen Welten wie „Second Life“ und „World of Warcraft“ von Transzendenz, dem Überschreiten aller irdischen Grenzen wie Geschlecht, Biologie, Nationalität, Ethnizität und Geographie (Te Wildt in Lorber, 2007). Der Reiz dieser Welten liegt darin, dass es ein Reich der unbegrenzten Möglichkeiten ist, ein Spielraum, in dem jede Art von Identität in Gestalt der Avatare, entworfen und experimentiert werden kann. Die Spielentwicklung von WOW (MMORPGs; Massively-Multiplayer-Online-Role-Playing-Game), die ohne Pause weiter geht, zieht junge Menschen in ihren Bann und lässt die banalen irdischen Interessen und Aufgaben zunehmend in den Hintergrund rücken. Bei über acht Millionen angemeldeten Nutzern begibt sich der Spieler in eine komplexe Spiel-Dynamik, die im Grunde keinen Ausstieg in die Alltagswelt mehr erlaubt, weil das Geschehen ununterbrochen weiter geht. Immer dabei also die Angst, dass man was verpassen könnte. Privilegien, wie Ausrüstung, Waffen und Kompetenzen, können nur errungen und gesichert werden, wenn

der Spieler kontinuierlich in der virtuellen Welt ist. Wichtig für eine potente Spielfigur ist die Zugehörigkeit zu einer Gilde. Die Stadt „Azeroth“ (Name der Spielstätte von WOW) mit ihren traumhaften Graphiken, grandiosen Figuren, märchenhaften Landschaften und Fabelwesen entführt die Spieler in eine fantastische Welt. Eine Erlebniswelt in der alle realen Defizite und Missgeschicke der jungen Menschen mühelos überwunden und magische Größe erreicht werden kann.

Laut Pfeiffer funktioniert WOW nach den Prinzipien der Glücksspielautomaten, „... es entfaltet eine Sogkraft vor allem dadurch, dass es den Spieler in einen Dauerzustand von erregter Glücks-Erwartung versetzt“. (Pfeiffer, 2009). Eine Mischung aus kindlichem Spiel, permanentem Statusdruck, Dauererregung, sozialer Verbundenheit in den Gilden und die magische Größe der Avatare führt die Spieler in das flow-Erleben. Die Hingabe an den Moment, die Selbstvergessenheit im Tun, der Rausch schaltet die Mechanismen der Alltagswelt aus, lässt körperliche Bedürfnisse wie Hunger und Durst vergessen. Die Identität des Helden in Azeroth kann im Laufe einer langandauernden Spielpraxis zur zentralen Identität des jungen Menschen werden, weil sie als befriedigender und Glück bringender empfunden wird. Im Rausch des Spiels findet der Jugendliche Unsterblichkeit und Größe. Hier leistet er spielerisch Identitätsarbeit. Gefahren entstehen dann, wenn die virtuelle Welt zur zentralen Erlebniswelt wird und die Alltagswelt zunehmend ausgeblendet wird, die in der Alltagswelt anstehenden Entwicklungsaufgaben und Herausforderungen nicht mehr gemeistert werden.

*Hahn und Jerusalem* ermittelten in ihrer Untersuchung von 1999, dass 3,2 % der Internetnutzer Merkmale der Internetsucht aufweisen. Männliche Jugendliche unter 15 Jahren (10,3 % zeigen Kriterien der Internetsucht) tragen dabei ein besonders

hohes Suchtrisiko. (Hahn & Jerusalem 2001) Die Daten der aktuellen Studie von 2009 sind noch nicht veröffentlicht. Es muss eher ein Anstieg als ein Rückgang der Zahlen vermutet werden. Bei der Frage nach der Dynamik von rauschaffinen Jugendkulturen müssen die virtuellen Kulturen wie WOW unbedingt berücksichtigt werden. Hier steht eine neue Aufgabe für Sucht- und Jugendhilfe an, die nach angemessenen Konzepten verlangt.

#### 4. VERBINDENDE MERKMALE DER RAUSCHAFFINEN JUGENDKULTUREN

Verbindende Merkmale der unterschiedlichen aktuellen Jugendkulturen sind die kreativen Ausdrucksformen, die insbesondere bei den Kulturschaffenden und Szenemachern zu finden sind und an denen die Jugendkulturanhänger partizipieren, mehr oder weniger aktiv. Ein weiteres verbindendes Merkmal der „leibhaftigen“ Jugendkulturen ist die zentrale Stellung von Musikmachen, Musikkonsum und expressivem, schweißtreibendem Tanzen.

Viele Varianten des Szenetreibens und auch der virtuellen Erlebniswelten ermöglichen den jungen Anhängern sinnliche Erfahrung und intensive Gefühle, die Selbstvergessenheit im Tun, flow-Erleben. Nach allem was wir über flow wissen, erzeugt die Hingabe an den Moment Glück und Zufriedenheit. Verbindend sind auch die Sehnsucht nach Grenzerfahrung und die Sehnsucht danach, sich aus der Alltagswelt „weg-zu-beamen“. Die Szenen praktizieren unterschiedliche kollektive Rituale, um diese Qualität zu erreichen.

Alle Jugendszenen, auch die virtuellen Gemeinschaften, vermitteln Orientierung, Halt und bieten Heimat. Sie stiften Identität durch die Zugehörigkeit zur Gruppe. Sie sind somit Übungsraum und Probelauf der jugendlichen Identitätsentwicklungsarbeit. Als lebensweltliche Bühnen gewähren sie den jungen Suchenden Resonanz und Anerkennung.

Rauschmittel werden auf der psychodynamischen Ebene zu Gefühlsverstärkern, die das intensive Erleben fördern. Auf der gruppenspezifischen Ebene fungieren sie als Bindemittel zur Unterstützung des Wirkgefühls. Das Zusammenspiel von psychodynamisch und kollektiv wirksamen Qualitäten macht die Suchtmittelaffinität der unterschiedlichen Jugendkulturen aus. Das sich daraus ergebende Gefährdungspotenzial ist individuell unterschiedlich. Junge Menschen mit einer grundlegenden Vulnerabilität, schlechter materieller und sozialer Ressourcenlage, vielschichtiger Überforderung sind eher gefährdet, im Sog der Partykultur, im Taumel des exzessiven Feierns, in der sagenhaften Welt von Azeroth verloren zu gehen.

#### 5. FAZIT

Jugendkulturen sind bedeutend für die jugendliche Entwicklung, sie leisten einen wertvollen Sozialisationsbeitrag, vermitteln Heimat und stiften Identität.

##### **Identität**

Reduziert sich die individuelle Erfahrungswelt junger Menschen zunehmend auf Jugend- und Drogenkulturen, dann werden sie allein zum Bezugspunkt für ihre Lebensstile und für die jugendliche Suche nach Identität. Drogen-User-Identität steht am Ende eines Weges, auf dem allein diese Identität Nahrung und Resonanz erhält. Die Entwicklungsoffenheit von Pubertät und Adoleszenz ist ein dankbarer Boden für die Entwicklung von schlechten Gewohnheiten und süchtigen Lebensstilen. Früh geübt halten sie sich hartnäckig. Diese Entwicklungsoffenheit begründet das diesem frühen Lebensalter inne wohnende Gefährdungspotenzial, aber diese Entwicklungsoffenheit ist ebenso eine gute Chance für pädagogisch-therapeutische Frühintervention. (Petzold, 2006, 372)

Am Anfang des jugendlichen Weges steht in aller Regel vielschichtige Erfahrung, die

Lust auf Experimente, die Suche nach Grenzüberschreitung, nach neuer Erfahrung im Kreise Gleichgesinnter. Vitalität und Energie begleitet zunächst die jugendliche Entwicklung. Jugendkulturen geben dieser Vitalität Heimat und Nahrung. Sie sind erfahrungsreich und wichtig. Wir sollten uns zunächst freuen, dass es diese Kulturen gibt, wir selbst haben seinerzeit profitiert. Jugendkulturen leisten einen wichtigen Sozialisationsbeitrag und sie verdienen Respekt. Anspruchsvolle Identitätsarbeit in der Spätmoderne braucht Erprobungsräume für die Identitätsentwürfe – Bühnen auf denen Selbstdarstellung stattfinden kann und die Chance, für die Identitätsprojekte Anerkennung und Rückmeldung zu erhalten. Gerade die jungen Party-Drogen-User, wie auch die Anhänger der derzeit aktuellen HipHop-Szenen, kommen aus einer FreizeitWelt, die Inszenierung / Selbstdarstellung ausgeprägt kultiviert und konsum-orientierte Lebensstile propagieren. Um die junge Generation überhaupt erreichen zu können und sie halten zu können, sollte Soziale Arbeit und Suchtarbeit an dieser Lebenswelt anknüpfen und zum Verarbeitungsraum für die dort gemachten exzessiven Erfahrungen werden. Erfahrungs-Verdauung und -Verarbeitung hat bisher kaum Platz in Konzepten der Prävention und Frühintervention.

### **Kreativität**

Notwendige Kompetenzen im Umgang mit der komplexen, globalen Gesellschaft sind Flexibilität und Kreativität. Die risikoreich Konsumierenden in den unterschiedlichen Jugendkulturen sind musisch interessiert und kreativ tätig, verfügen somit über wichtige Voraussetzungen. Bevor sie sich im Strudel zwischen Drogenbeschaffung und Konsum verlieren und alle Interessen in die Enge führen, haben wir es mit jungen feinsinnigen und kreativen Menschen zu tun, die nicht selten aufgrund dieser Feinsinnigkeit und ihrer hohen Empathiefähigkeit scheitern. Die Analyse von Suchtkarrieren zeigen, dass diese Kompetenzen und Qua-

litäten nicht gefördert wurden oder im wahrsten Sinne des Wortes „mit Gewalt“ und Grenzverletzungen nieder gemacht wurden. **Soziale Arbeit muss an diesen Potenzialen orientiert arbeiten.** Die Fixierung auf den Drogenkonsum und die zahlreichen Defizite der Klienten führt dazu, dass allein die Drogen-User-Identität Beachtung und Resonanz erfährt. Eine Reduktion auf die Drogen-User-Identität in Prävention und Behandlung führt zur Verfestigung dieser Teil-Identität. Bewegungs- und kreativitätsorientierte Arbeit kann andere Bereiche der Persönlichkeit hervorheben und das Selbstwirksamkeitsgefühl stärken. Diese Chance sollte nicht vertan werden. Sie sollte vor allem schon im Vorfeld von stationärer Therapie und psychotherapeutischer Behandlung stärker genutzt werden.

### **Leiblichkeit**

Von Partygängern wird das Tanzen in den Feierkulturen der jugendlichen Freizeitwelten ausgiebig praktiziert (Lammel 2003, Lammel 1998). Die HipHop-Szene rappt und battelt Schweiß treibend. Zwei Konsequenzen ergeben sich daraus für die Therapeutik. 1. Müssen diese Erfahrungswelten mit in die Therapie einbezogen werden – d.h. der Tanz- und Drogenrausch als Erfahrungswelt sollte ernst genommen werden. 2. Tanz sollte als Zugangs- und Verarbeitungsweg therapeutisch genutzt werden. Prävention und Frühintervention für die Zielgruppe der jungen Rauschmitteluser muss kreative und leiborientierte Therapie sein. Die neue Generation wird diese Ansätze stärker brauchen als bisher vorhanden. Kreative Therapie ist sinnliche Therapie, die Sinn stiften kann. Die Entwicklung von Lebenssinn, als wichtige Säule der Identität, sollte zentrale Zielsetzung in der Identitätsarbeit mit jungen Szenegängerinnen und Szenegängern sein.

Therapeutische Arbeit muss sich mit den mächtig vereinnahmenden Erfahrungen in den Jugendkulturen auseinandersetzen

und therapeutische Zugänge integrieren, die diesen Erfahrungen Ausdruck verleihen. Diese Erfahrungen mit Drogen, mit Rausch und Ekstase sollten nicht abgespalten sondern integriert werden. **Der sprachlose Raum ist dabei therapeutisch zu nutzen, weil auch die Partywelten eher sprachlos sind.** Die Partywelten, die Technomusik, die Partydrogen sind Welten mit atmosphärischer Prägung. Drogentherapie für diese Gruppe muss die Entwicklung **von der atmosphärischen Prägung hin zur Sprache** anregen und begleiten, um eine adäquate Entwicklung im Jugendalter zur fördern. Junge Partygänger und Drogenuser suchen sprachlose Lebensräume mit atmosphärischer Prägung. Eine an Sprache orientierte Suchtarbeit kann keine angemessene Antwort sein. Die so genannten „Non-verbale“ Behandlungsformen, Bewegungs- und Leibtherapie und Kreative Therapie, sollten als Entwicklungsraum **vom Erleben, über den Ausdruck zur Sprache** stärker als bisher genutzt werden. Gerade die Drogenabhängigkeit, die sich aufgrund äußerer traumatischer Lebensbedingungen, den so genannten prekären Lebenslagen, entwickelt und festigt, braucht Schutzraum, konsequente und langfristige Beziehungskonstanz und verlässliche Begleitung. Vor allem aber brauchen die unterversorgten Heranwachsenden **Support**.

Auch wenn sich die unterschiedlichen Jugendkulturen durch viele Facetten ihrer Ausdrucksformen unterscheiden, so lassen sich doch verbindende Qualitäten identifizieren. Sie alle befinden sich noch in der lang andauernden Entwicklungsperiode des Jugendalters oder frühen Erwachsenenalters und auf der Suche nach einer eigenen Identität. Die jugendliche Suchbewegung ist noch in vollem Gange. Die Adoleszenz ist nicht bewältigt, weil die skizzierte gesellschaftliche Situation die individuelle Entwicklung extrem erschwert, weil widrige Lebensumstände und benachteiligte Lebenslagen zusätzlich belastend und

entwicklungshemmend wirken. **Nachreifung, Reifung und Erziehung** sind nötig. Diese Dimensionen brauchen vor dem Hintergrund unserer komplexen Gesellschaft Zeit und ein sicheres Beziehungsangebot, Haltestrukturen und Heimat. Prävention und Suchtbehandlung muss zum „Potential Space“ (Cohen) werden. Die kreativen Potenziale, die sich in den Jugendkulturen vielfältig äußern, brauchen einen Entfaltungsraum. Gesundheitsförderung und Suchtbehandlung im Jugendalter kann nur gelingen, wenn sie lebensweltliche Bühnen für die jugendliche Selbstdarstellung und Identitätsarbeit zur Verfügung stellt und den Identitätswürfen der jungen Menschen, in Zeiten ihres Sturm und Drangs, ausreichend Resonanz und Support gewährt.

## LITERATUR

- Fischer, M. & Lammel, U. A. (2009). Jugend und Sucht. Analysen und Auswege. Leverkusen-Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Großegger, B. & Heinzlmaier, B. (2002). Jugendkultur-Guide. Wien: Verlag öbv&hpt.
- Hahn, A. & Jerusalem, M. (2001). Internet-sucht: Jugendliche gefangen im Netz. Berlin: Leske + Budrich.
- Hitzler, R., Bucher, T. & Niederbacher, A. (2001). Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute. Opladen: Leske + Budrich.
- Lammel, U. A. (1998). Parallele Welten – Rave & Co. In Gintzel, Jordan et al. (Hrsg.) Jahrbuch der sozialen Arbeit 1999. Münster.
- Lammel, U. A. (2003). Rauschmittelkonsum und Freizeitverhalten der 14- bis 18-Jährigen – Orientierungslinien einer zeitgemäßen Sekundärprävention. Aachen: Mainz Verlag.
- Lammel, U. A. (2004). Phänomenologie einer Jugendkultur in den 90er Jahren und Anfragen an Soziale Arbeit in Praxis und Ausbildung. In H. Petzold (u.a.) (Hrsg.). Integrative Suchttherapie: Theorie, Methoden, Praxis, Forschung, 2004, 15-50.
- Lober, A. (2007). Virtuelle Welten werden real. Second Life, World of Warcraft & Co: Faszination, Gefahren, Business. Hannover: Heise Zeitschriften Verlag GmbH & Co KG.
- Mackenroth, I. & Waldschmidt, A. (1996). Lebensstil und Konsummuster, Ecstasy und neue Drogen - welche Reaktionen sind aus der Drogenhilfe notwendig? In Partner-Magazin, Jg. 30(1996), H. 3, Sonderteil: Drogentagung 1995, S. I-VI.
- Petermann, H. et al. (1997). Erwachsen werden ohne Drogen: Ergebnisse schulischer Drogenprävention. Weinheim: Juventa.
- Petzold, H., Schay, P. & Ebert, W. (2004). Integrative Suchttherapie: Theorie, Methoden, Praxis, Forschung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften. Band I. 7-11.
- Petzold, H., Schay, P. & Scheiblich, W. (Hrsg.) (2006). Integrative Suchtarbeit. Innovative Modelle, Praxisstrategien und Evaluation. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Pfeiffer, R. (2009). Warum World of Warcraft süchtig machen kann? Vortrag am 3. Juli 2009, Jahrestagung der Drogenbeauftragten der Bundesregierung in Berlin. Siehe [www.bmg.bund.de](http://www.bmg.bund.de).
- Reuband, K. H. (1992). Der Mythos vom einsamen Drogenkonsumenten. München: Neuland-Verlag. In: SUCHT 38, 3/1992 a, 160-173.
- Schroers, A. & Schneider, W. (1998). Drogengebrauch und Prävention im Party-Setting. Berlin: Verlag für Wissenschaft und Bildung.

# JUGEND-MILIEUS UND IHRE SPEZIFISCHE SUCHTMITTELGEFÄHRDUNG -

## ERKENNTNISSE AUS DER SINUS-JUGENDMILIEU-STUDIE

*Thomas Becker, Hamm*

Grundlage des Vortrags sind die Studien des Heidelberger kultursoziologischen Forschungsinstituts Sinus Sociovision. Seit Ende der 1970er Jahre betreibt das Institut Lebensweltforschung. Auslöser war damals ein Problem politischer Parteien. Diese bemerkten, dass die Lebensverhältnisse immer unübersichtlicher wurden. Der „Stammwähler“ war nicht mehr so einfach gemäß seiner sozialen Lage zu bestimmen. Es wurde zunehmend weniger selbstverständlich, dass ein Arbeiter mit eher niedrigem Bildungs- und Einkommensstand die SPD wählte oder dass sich die bäuerlich geprägten Menschen vom Land für bürgerliche Parteien entschieden. Das althergebrachte Schichtmodell und die damit verbundene quantitative Sozialforschung funktionierten immer weniger für einigermaßen sichere Prognosen, wie Menschen sich verhalten. Der Ruf wurde laut, dass die Soziologie andere Modelle sozialer Wirklichkeit entwickeln soll, um Gesellschaft zu verstehen – ein Bedürfnis, das schnell nicht nur Parteifunktionäre anmeldeten, sondern auch Unternehmer, Bildungsplaner oder Stadtentwickler – und in den letzten Jahren auch Akteure in der Sozialen Arbeit.

Gemäß dieser Ausgangslage verpflichtete sich das Institut Sinus Sociovision auf Methoden der qualitativen Sozialforschung. Man betrieb so genannte Alltagsethnologie, untersuchte also die Gewohnheiten und Besonderheiten von gesellschaftlichen Teilgruppen, etwa durch teilnehmende Beobachtung, Hausbesichtigungen, Tiefeninterviews oder Gruppendiskussionen. Ein Ergebnis: die so genannte „Kartoffelgrafik“.

Wie man in Abb. 1 sieht, stellt sie kartoffelförmige Kreise im sozialen Raum dar. Dieser Raum wird aus zwei Achsen gebildet: der vertikalen soziodemografischen Achse, welche objektive Daten wie Einkommenshöhe oder Bildungsstand zusammenfasst; und der horizontalen Achse der Grundorientierung, die subjektive Daten wie Wertbezug, Sinnorientierung oder Wirklichkeitsverständnis versammelt.

Die Grundbehauptung dieser Grafik lautet: Man kann in der deutschen Gegenwartsgesellschaft zehn soziokulturelle Teilgruppen voneinander abgrenzen, die sich objektiv und subjektiv voneinander klar unterscheiden und die in sich deutlich beschreibbar sind. Diese soziokulturellen Muster heißen „Milieus“ und bekommen von den Heidelberger Forschern Namen wie „Etablierte“ oder „Experimentalisten“.

Ausgehend von dieser Forschung hat das Institut im Jahr 2007 in einer qualitativen Studie mit quantitativer Fundierung die Lebenswelten von Jugendlichen und Jungen Erwachsenen untersucht. Der Forschungsansatz setzt sich – in der Tradition der Lebensweltforschung – von vielen Ansätzen der Jugendforschung ab: „Jugend wird häufig als monolithische Entität (miss-) verstanden. So wird beispielsweise die ganze Jugend etikettiert, wenn in kurzen Abständen neue „catch-all“-Begriffe von stark begrenzter Aussagekraft über „die Jugend an sich“ gestülpt werden – sei es die „Generation X“, die „Single-Generation“, die „geprellte Generation“, die „Generation Golf“ etc. Die Beschreibung von



# Die Sinus-Milieus® in Deutschland 2007

## Soziale Lage und Grundorientierung

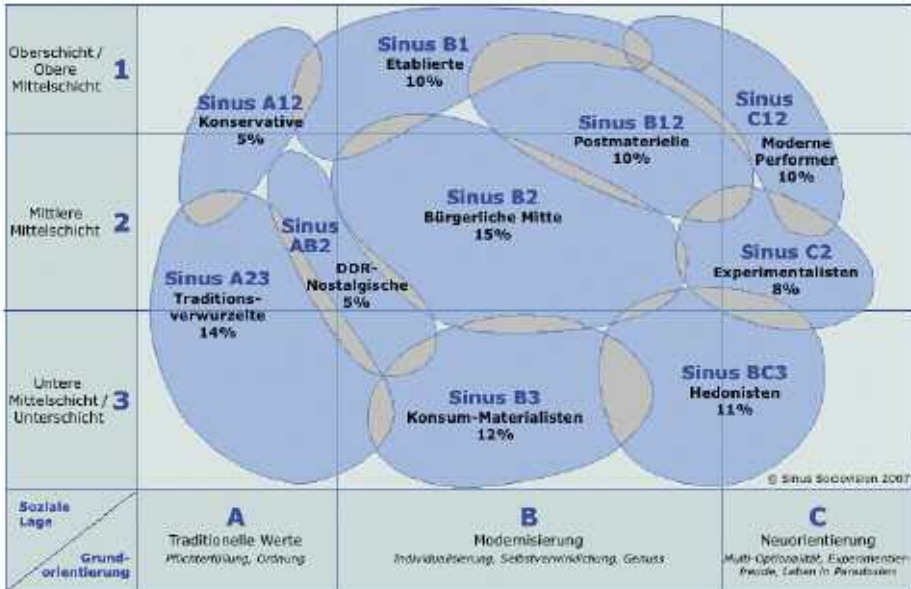


Abbildung 1:  
Die Milieuverteilung der deutschsprachigen Wohnbevölkerung ab 14 Jahren

# Lebenswelten von Jugendlichen 14-19 Jahre

## Soziale Lage und Grundorientierung

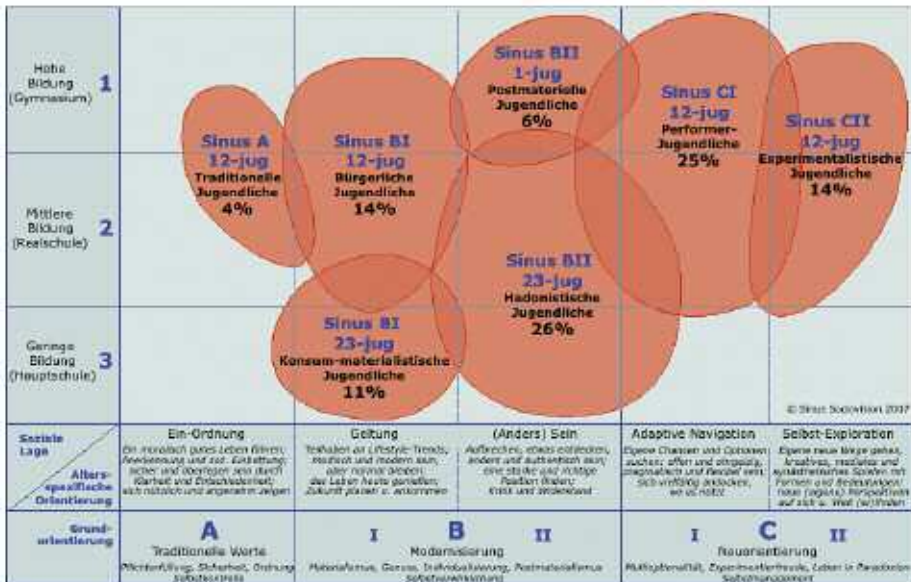


Abbildung 2: Ergebnis der Sinus-Jugend-Milieu-Studie 2007

Jugend(en) auf Basis der Sinus-Milieus® wird der soziologischen Forderung gerecht, Jugend nicht als homogene soziale Gruppe zu behandeln. Es ist zweifelsohne äußerst problematisch, verallgemeinernde Aussagen über „die“ Jugend zu treffen. Diese Studie versucht daher, die Unterschiede herauszuarbeiten, die bestimmte Jugend-

liche als Milieu verbinden und sie von anderen Milieus unterscheiden. Es werden sozialstrukturelle wie lebensstilbedingte Distinktionslinien in den Blick genommen. Eine erste Übersicht über die Ergebnisse liefert Abb. 2 und die folgende Tabelle.

<b>Milieutendenz / -zugehörigkeit</b>	<b>Lebensweltliches Basismotiv</b>
Traditionelle	Ein moralisch gutes und beruflich erfolgreiches Leben führen: Verantwortung übernehmen; eine Familie gründen, solide werden; Anerkennung und soziale Einbettung; sicher und überlegen sein durch Klarheit und Entschiedenheit; sich nützlich und angenehm zeigen
Bürgerliche	Zwischen Augenblicks-Genuss und Zukunfts-Geltung: Einerseits teilhaben an Lifestyle-Trends, die Freiheit und die wunderbare Medien- und Warenwelt genießen (in materieller und sozialer Geborgenheit). Andererseits sich langsam darüber klar werden, was man will und was nicht; die eigene Zukunft planen, sein Leben aus- und einrichten: ankommen - aber noch nicht „gesetzt“ sein; modisch und modern sein - aber normal bleiben: Eine gewisse „Flughöhe“ erreichen wollen, dafür auch etwas tun, um bei Ankunft „in der sicheren Umlaufbahn zu kreisen“
Konsum-Materialisten	Anschluss und Akzeptanz suchen; Verbündete finden: Verarbeitung und Kompensation von Ausgrenzung durch frühere Schulfreunde; sich selbst versorgen und organisieren; sich auf die eigenen Eltern häufig nicht verlassen können in Bezug auf emotionale Zuwendung und finanzielle Mittel. Herauskommen aus dem elterlichen Umfeld; es einmal besser haben: Modemarken (auch Fakes) als signifikante Symbole für Modernität, Prestige und Teilhabe
Postmaterielle	Aufbrechen – von fremden vorgesetzten Positionen/Regeln/Werten; auch selbst aufbrechen zu neuen Denkformen: Etwas Neues entdecken, anders und authentisch sein; eine starke und richtige Position finden; auch missionarische Kommunikation, die Welt (anders) sehen zu sollen und der realen Welt einen idealen Weltentwurf gegenüberstellen (allerdings: Es gibt nicht (mehr) die eine verbindende politische oder ökologische Leitidee wie in den 80er Jahren)
Hedonisten	Sich – soweit möglich – nicht dressieren lassen; sich Refugien für unprogrammiertes Leben bewahren; Pendeln zwischen Sphären der Selbst- und Fremdbestimmung (durch Lehrer, Vorgesetzte u.a.)
Moderne Performer	Frühes Erreichen erster Etappenziele als Erster (early adopter); sich diverse Optionen offenhalten (sich nichts verschließen). Offen und ehrgeizig, pragmatisch und flexibel sein; sich vielfältig andocken, wo es nützt. Sich selbst modellieren und optimieren, „so dass es passt“: pragmatische Marktperpektive
Experimentalisten	Paradoxie und Synästhesie: Exotisch-exzentrische Selbsterfahrungen machen; fremde Welten erkunden – innen und außen: Dazu sich in einen Tunnel begeben, Widersprüchen suchen/provozieren und „Logiken“ aufheben; eigene neue Wege gehen durch kreatives, mediales und synästhetisches Spielen mit Formen und Bedeutungen: neue (eigene) Perspektiven auf sich und die Welt finden, auch erfinden

Quelle: Wippermann, C. & Calmbach, M. (2007). „Wie ticken Jugendliche?“ – Sinus-Milieustudie 27. Düsseldorf: Verlag Haus Altenberg. ISBN 978-3-7761-0215-4



Auf der Grundlage der Jugendstudie und früherer Studien zum Suchtmittelgebrauch lassen sich milieuspezifische Gefährdungen konstatieren: Vor allem in den Jugendmilieus der Konsum-Materialisten, der Hedonisten und der Experimentalisten scheint ein missbräuchlicher Konsum Teil des Lebensstils zu sein.

Die Motive für diesen Konsum sind milieuspezifisch.

Der (pädagogische) Zugang gerade zu diesen Milieus ist nicht einfach: Vor allem die Hedonisten definieren sich durch eine radikale Abgrenzung von den „bürgerlichen Spielverderbern“, und Jugendliche in diesem und im konsum-materialistischen Milieu sind durch Bildungsmaßnahmen kaum zu erreichen.

# AUS DEN AUGEN, AUS DEM SINN?

## MEDIEN - DROGEN – POLITIK

Daniel Deckers, Frankfurt

*Daniel Deckers entwickelte seinen Vortrag anhand einer Stichwortskizze. Wir laden Sie ein, dieser Skizze zu folgen. Sie liefert Hinweise für die Beobachtung, dass in den Medien Themen behandelt werden, die die Gesellschaft bewegen und zu politischem Handeln herausfordern. Pragmatische Alltagsthemen, die nicht emotionalisiert, skandalisiert oder personalisiert werden können, sind eher wenig präsent. Das spiegelt eben auch der mediale Umgang mit Suchtmittelkonsum wider.*

### Politbarometer

- Politiker-Ranking
- Mechthild Dyckmans?
- „Ist mir nicht bekannt“
- Drogenbeauftragte der Bundesregierung
- Das Verfahren hat Methode
- 2009-2005 Sabine Bätzing
  - Zeigt, was man aus einem solchen Amt machen kann
  - Sich mit „Rauchverbot“ einen Namen gemacht
- Zu dem Amt gekommen wie die Jungfrau zum Kind
  - Verfügungsmasse zur Herstellung eines parteipolitischen Proporz
  - Kommentar „Wühltisch“

### Aufschrei der Öffentlichkeit?

- Medienecho gering (soweit über unsere Archivdatenbank recherchierbar)
  - Hätte es größer sein sollen?
- Führt mitten in das Thema dieses Abends, nämlich nach der Frage nach der Wahrnehmung des Themas „Droge“ durch die Medien
  - Funktionsweise bekannt:
    - ♦ Emotionalisierung, Skandalisierung, Personalisierung,
      - Pro: Personalisierung
      - Contra: Thema weckt anscheinend kaum (noch) Emotionen und taugt kaum noch zur Skandalisierung
  - Eine Probe
    - ♦ Jahresbericht der EBDD
      - Erwartbar
      - Neu?
        - Trends statt Zahlen
          - Echo bescheiden
  - Gedankenexperiment:
    - ♦ Mediale Wahrnehmung von Zahlen und Trends vor zehn Jahren?

## **These: „Drogen“ haben in Deutschland als mediales Reizthema seit längerem ausgedient**

- Warum?
  - Frage meines Wissens nicht beantwortet
  - Keine quantitativen oder qualitativen Studien über Berichterstattung der Medien
    - ♦ (Medienvielfalt)
  - Wie sich dem Thema nähern?
- Ein eigener Ansatz
- Lineare Kausalitäten?
  - Rückgang der „Drogentoten“
    - ♦ Thema aus der „Öffentlichkeit“ verschwunden
      - Hinweis Taunusanlage, Platzspitz
    - ♦ Thema aus der Politik verschwunden
    - ♦ Skandalisierungspotential gering
      - Hinweis Bundestagswahlkampf 1998
      - Zuletzt Diamorphin
  - Gewöhnungseffekt an den status quo
    - ♦ Rauschgift in den sechziger Jahren
      - „Der Kommissar“ Erik Ode – Marihuana
    - ♦ Rauschgift heute
      - Ubiquitäres Phänomen
  - Keine neuen Gefahren
    - ♦ Ecstasy damals?
    - ♦ Ecstasy heute!
- Komplexes Erklärungsmodell
  - Mediale Wahrnehmung nicht nach dem Reiz–Reaktion-Muster zu erklären
  - 3S
  - Angelehnt an die aus der Suchtforschung bekannte Unterscheidung von Substanz
    - ♦ Substanz: Rauschgifte
    - ♦ Set: Disposition der Medien
    - ♦ Setting: Disposition der Gesellschaft und der Politik

## **Substanzen oder was ist los auf dem Markt?**

- Epidemiologischer Befund: Nie gekannte Fülle psychoaktiver Substanzen
  - Warum?
    - ♦ „Globalisierung“
    - ♦ Nachfragegesteuert?
      - Provierbereitschaft historisch hoch – warum?
        - Entstigmatisierung?
        - Entkriminalisierung?
        - Legalisierung?
      - Grenzen des „Nachfragemodells“
        - Analyse des europäischen Rauschgiftmarktes
          - Synchron: Abweichende Konsummuster
            - ♦ Traditionelle Muster weiterhin sichtbar

- ♦ Südeuropa, Nordeuropa
  - Diachron: Von gesellschaftlicher Dynamik überlagert
    - ♦ Verbreitung synthetischer Rauschgifte und Entaktogene - an
    - ♦ Lebensstile gebunden?
    - ♦ Veränderungen des Images von Rauschgiften – „Heroin – HIV“ oder „Heroin – loser“ – „Heroin – Sedativ“
    - ♦ Veränderungen der Gebrauchsmuster – polydrug!
- ♦ Angebotsgesteuert?
  - Extrem lukrativer Markt – Differenzierung!
    - Krieg und Gewalt als Motor
      - Afghanistan
      - Kosovo
      - Kolumbien
    - Synthetische Rauschgifte und Cannabis für europäische Kriminelle attraktiver als klassische
      - Allgemein:
        - ♦ Gewinnmargen höher
        - ♦ Risiken je nach Standort geringer
      - Speziell:
        - Synthetische Rauschgifte:
          - ♦ Gesetzeslücken – „Designer“
          - ♦ Substitutionseffekte nachgewiesen
          - ♦ Australien: Heroin-Mangel –
        - Cannabis:
          - ♦ Legalisierungsdebatte neunziger Jahre
    - Kokain
      - Angebot in Wechselwirkung mit
        - ♦ Strafverfolgung Vereinigten Staaten-Europa
        - ♦ Wechselkursveränderungen
      - Ergebnis:
        - ♦ Schon die Analyse des Faktors „Substanz“ lässt einen extrem dynamischen Markt erkennen
        - ♦ Als solcher selten analysiert und thematisiert
        - ♦ Warum

## Set oder was ist los mit den Medien?

- Funktionsweise grob beschrieben - Vertiefung
  - Chronistenpflicht?
    - ♦ Schwierige Materie – wo angesiedelt?
      - Wissenschaftsjournalismus
        - FAZ: kein Thema
      - Politik:
        - Law and order
      - Gesellschaft
        - „Sozialtante“
      - Wirtschaft
        - Exot
      - Feuilleton

- „Eine Meinung haben kann jeder“
  - ♦ Schon unter normalen Umständen als Thema kaum zu fassen
  - ♦ Veränderungen der Medienlandschaft
    - Auch hier kompliziertes Wechselspiel von Angebot und Nachfrage
      - Infotainment
      - Sinkende Nachfrage
        - Reduzierung der Kapazitäten
- Chronistenmodell zu simpel
  - Blockierer?
    - ♦ Medienschafter als Hochrisikogruppe
      - Alkohol, Tabak
        - Keine Thematisierung legaler Suchtstoffe
      - Illegale Rauschgifte
        - Banalisierung von Cannabis
      - Erschwerte die Arbeit des „Chronisten“
    - ♦ „Enttabuisierung“
      - Berufsbild?
      - Generationstypisch?
      - Mehr Aufmerksamkeit für legale Suchtstoffe
  - Verstärker
    - ♦ Rauschgift als konjunkturabhängiges Phänomen
      - Endphase der Regierung Kohl
        - „Gescheitert“
        - Symbolisch: Drogenbeauftragter im BMI angesiedelt
      - Mobilisierungspotential hoch
        - Linkliberale Presse bemächtigt sich des Themas
      - Regierungswechsel
        - Jagdinstinkt befriedigt
          - Nickels: BMG
          - Vierte Säule
          - „Rauschgiftjahresbericht“ – „Drogen- und Suchtbericht“
      - ♦ Jagdinstinkt befriedigt
      - ♦ Mythos „Wirksamkeit“ opportun
        - Zahl der Rauschgifttoten nach Anstieg gesunken
      - ♦ Heroin-Modellversuch
        - Ecstasy-Risiken geringer als befürchtet
        - Dagegen:
          - Späte Erkenntnis: Deutsches Hilfesystem immer schon unter den besseren
          - Städtevergleich vieldeutiger
          - Dunkelfeld?
            - Rauschgifttote als soziales Konstrukt
              - ♦ Definition
              - ♦ Erkenntnis
              - ♦ Kokain?
    - Alles in allem:
      - ♦ Medien haben aus einer Vielzahl von „intrinsischen“ Gründen das Interesse am Thema Drogen verloren
      - ♦ Wird nicht durch „extrinsische“ Effekte kompensiert

## Setting oder was ist los in der Gesellschaft?

- Rauschgift-Gebrauch als irreversible Begleiterscheinung der westlichen Kultur als Faktum akzeptiert
  - Hinweis Bühringer:
    - ◆ Rebell?
    - ◆ Kriminell?
    - ◆ Krank?
  - Entstigmatisierung
  - Entdramatisierung
    - ◆ Besseres Verständnis des Phänomens:
      - Unterscheidung von weichen und harten sowie legalen und illegalen Drogen ersetzt durch weiche und harte Gebrauchsmuster
  - Verschiebung der übergreifenden Perspektive von law and order hin zu public health
    - ◆ Nicht unberechtigt
      - OK als „objektive Gefahr“ nicht spürbar
  - Öffentliche Aufmerksamkeit durch islamistischen Terror absorbiert
    - ◆ Hypothese:
      - Rauschgift in den neunziger Jahren so etwas wie „Sündenbock“ – Projektionsfläche des bedrohlich-„anderen“ – ähnlich Sowjetunion – hat Funktion verloren
      - Funktionalität schon in den neunziger Jahren zunehmend zweifelhaft:
        - „Hohe Sichtbarkeit“ schon in den neunziger Jahren verringert
          - Offene Szenen
          - HIV-Methadon
        - Keine neuen Bedrohungspotentiale anstelle der alten
        - Differenzierung des Hilfesystems
          - Beispiel Umgang mit Cannabis
          - Entmythologisierung durch steigendes Risikobewusstsein
      - Seit September 2001 durch Terrorismus ersetzt
        - „Funktion“ substituiert
          - Nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch in der Politik und der Sicherheitsarchitektur
  - Wechselwirkung von Gesellschaft, Medien und Politik:
    - ◆ Politik reagiert auf „Sorgen“ der Menschen – wenn keine „Sorgen“ dann keine „Politik“?

## Sorgen? Welche Sorgen?

- Pax et tranquillitas – uralter, bis in die Antike zurückreichender Topos zur Umschreibung des Ziels von Politik
  - »redlichen, beständigen und sicheren« Frieden zu Stande zu bringen, »wodurch die allgemeine Tranquillität in Europa befestigt werde«
- These: Pragmatischer Umgang anstelle dogmatischer Polarisierung
  - Solange der Gebrauch psychoaktiver Substanzen weder die Funktionsfähigkeit des Staates noch die bürgerlichen Werte von Ruhe und Frieden infrage stellt und auf der individuellen Ebene eine Schädigung Dritter ausgeschlossen ist, tolerieren die meisten europäischen Gesellschaften ein historisch sehr hohes Gebrauchsniveau psychoaktiver Substanzen aller Art.
- Medien spiegeln diese Haltung genau deswegen, weil sie Medien sind
- Vergleich der „politischen“ Debatte mit den neunziger Jahren:
  - Weniger ideologisch?
    - ◆ FreD - HaLT
  - „Evidenzbasiert“?

## Ende gut, alles gut?

- Individuum – Gesellschaft – Staat
  - Der status quo
    - ◆ Prohibition gescheitert, unabweisbare Begleiterscheinung der westlichen Moderne
    - ◆ „Risiken im großen und ganzen beherrschbar“
  - Dagegen:
    - ◆ Volkswirtschaftliche Kosten des Suchtstoffgebrauchs immens
      - Argument gegen weitere „Liberalisierung“
    - ◆ Eine eurozentrische Sicht
      - Nutzen privatisiert, Kosten sozialisiert
        - Im Nachfragemodell:
          - Kosten in Produktionsgebieten
            - ◆ Kolumbien
            - ◆ Afghanistan
          - Kosten in Distributionsgebieten
            - ◆ Iran, Russland:
              - ◆ Konsum
              - ◆ HIV
            - Afrika
              - ◆ Kokaindrehscheibe
              - ◆ Heroin
              - ◆ Produktion?
          - Im Angebotsmodell
            - Rauschgiftgewinne und
    - In vielen Artikeln auf diese Zusammenhänge hingewiesen
      - ◆ „Drogenbeauftragter“
    - Pflicht der Medien:
      - ◆ „Wächterfunktion“
        - Hinreichend wahrgenommen?

# KONTINUITÄT UND ABBRUCH -

## DELINQUENZVERLÄUFE VOM JUGEND- ZUM ERWACHSENENALTER

*Klaus Boers, Münster*

*Der Beitrag wurde in DVVJ (Hrsg.). (2008). Fördern Fordern Fallenlassen. Dokumentation des 27. Deutschen Jugendgerichtstages. Mönchengladbach: Forum, 340-376, veröffentlicht und wird hier mit freundlicher Erlaubnis des Forum-Verlages abgedruckt.*

Die Kontinuität und der Abbruch persistenter Delinquenzverläufe (mit einem verbreiteten, aber weniger zutreffenden Ausdruck: kriminelle Karrieren) sind eigentlich nur bei Intensivtätern von Bedeutung. Denn vor allem hier kommt die kriminologische, kriminalprognostische und kriminalpräventive Problematik von Delinquenzverläufen zum Tragen. Um dies zu begreifen, ist es sinnvoll, den größeren Zusammenhang des Altersverlaufs der Delinquenz im Auge zu behalten und die drei grundlegenden Phänomene der Verbreitung und des Verlaufs der (Jugend-) Kriminalität anhand der bekannten Trias der Ubiquität (weite Verbreitung), Spontanbewährung (weitestgehender Abbruch der Tatbegehung ohne formelle Kontrollintervention) sowie der auf wenige Intensivtäter konzentrierten Intensität zu betrachten. Auf den beiden ersten Phänomenen beruht die allgemeine kriminologische Erkenntnis, dass das Begehen von Straftaten bei den allermeisten Jugendlichen eine normale und episodenhafte, das heißt: sich selbst regulierende Erscheinung im Prozess der Normsozialisation darstellt (vgl. statt vieler: Kunz 2004, S. 291). Hier wird also davon ausgegangen, dass spätestens im Verlauf des Heranwachsensalters die allermeisten jungen Menschen keine Straftaten mehr begehen. Bei den Intensivtätern gehen die Auffas-

sungen insbesondere seit Mitte der achtziger Jahre auseinander: Brechen auch sie, wenn auch etwas später, die delinquente Entwicklung ab? Oder sind sie bis weit ins Erwachsenenalter hinein, wenn nicht gar lebenslang, aktiv?

Diese Phänomene werden im Rahmen der kriminologischen Lebensverlaufs- oder Entwicklungsforschung<sup>1</sup> anhand des Altersverlaufs der Delinquenz mit kriminologischen Paneldaten für eine oder mehrere Lebensphasen beobachtet; dafür werden dieselben Personen wiederholt befragt. Die Zeiteinheit ist hier das Alter und nicht das Kalenderjahr. Bei Untersuchungen auf Grund des Kalenderjahres handelt es sich um Zeitreihen. Hier werden unterschiedliche Personengruppen desselben Alters (oder derselben Altersgruppen) über die Zeit befragt. Sie dienen der Beobachtung der Kriminalitätsentwicklung zwischen verschiedenen Kalenderjahren.

Die kriminologische Lebensverlaufsfor-

schung stellt nicht von ungefähr seit über sechzig Jahren den bedeutsamsten Bereich der empirischen kriminologischen Forschung dar. Sie versucht in einer für die Kriminologie bislang intensivsten Weise, Grundlagenforschung und praktische Anwendung zu verbinden: Die Erforschung

<sup>1</sup> Man spricht auch von kriminologischer Längsschnittforschung (zum Beispiel Boers 2007). Genau genommen gehören dazu allerdings neben Paneldaten auch Zeitreihen.



der Ursachen der Kriminalität und ihres Verlaufs sollte die Basis für eine erfolgreiche Prognose und Prävention bilden. Angesichts der Komplexität des Psychischen und Sozialen mochte ein solcher positivistisch geprägter Erfolgsoptimismus naiv anmuten. Nicht zuletzt wegen der gegenläufigen oder uneindeutigen empirischen Befundlage gewinnen jedoch inzwischen begründete Skepsis und weiterführende inhaltliche Differenzierungen zunehmend eine größere Bedeutung. Dazu hat gewiss auch die bemerkenswerte methodische Entwicklung beigetragen. Beruhten die ersten Untersuchungen noch allein auf Hellfeld- sowie retrospektiv erhobenen Zusammenhangsdaten, so ist spätestens seit den siebziger Jahren die prospektive Erhebung sowohl des Hell- als auch Dunkelfeldes sowie von Daten zu psychischen und sozialen Entstehungszusammenhängen allgemeiner Standard (siehe im Einzelnen Boers 2009 m.w.N.). Da zudem gegenüber den ehemals ganz überwiegend persönlichkeitsorientierten zunehmend soziologische Konzeptionen bedeutsam werden, zudem Hellfelddaten nicht nur als Widerspiegelung individuellen delinquenten Verhaltens, sondern in einigen Analysen nunmehr als das betrachtet werden, was sie in erster Linie sind, nämlich Daten der formalen Kontrollintervention, vollzieht die kriminologische Lebensverlaufsforchung inzwischen drei der grundlegenden Unterscheidungen einer modernen Kriminologie: die beiden konzeptionellen Unterscheidungen zwischen Persönlichkeitsanlage und sozialer Umwelt und zwischen delinquentem Verhalten und Kriminalisierung sowie die methodische Unterscheidung zwischen dem Hell- und dem Dunkelfeld. Da sich dieser Beitrag auf die Befunde zum Delinquenzverlauf konzentriert, geht er nur am Rande auf die inhaltliche Unterscheidung zwischen persönlichkeitsorientierter und soziologischer Längsschnittforschung und

die damit zusammenhängenden unterschiedlichen Entstehungsbedingungen der Delinquenzverläufe ein (ausführlicher in Boers 2007; 2009).

Mit dem in den siebziger und achtziger Jahren erstarkten Forschungsinteresse wurden vom amerikanischen Panel on Research on Criminal Careers and Career Criminals (Blumstein et al. 1986) schließlich erstmals sechs Grundkennwerte zur (formalen) Beschreibung eines delinquenten Verlaufs entwickelt (so genannte Karriereparameter). Die vier wichtigsten sind: (a) Prävalenz (Verbreitung) als relativer Anteil von Tätern in einer Population,<sup>2</sup> (b) Täterinzidenz (Intensität) als Anzahl der Taten pro aktivem, also in Freiheit befindlichem Täter, (c) Beginn und (d) Abbruch als Fixpunkte der Dauer einer delinquenten Entwicklung. Die Eskalation der Deliktsschwere sowie die Spezialisierung haben sich hingegen empirisch als weniger bedeutsam erwiesen und werden hier nicht behandelt (ausführlicher Boers 2007, S. 11 ff.).

Im Folgenden werden zunächst kurz aktuelle Dunkelfeldbefunde zu den Phänomenen der Ubiquität, Spontanbewährung und Intensität geschildert und Überlegungen zur Definition des Intensivtäters sowie eines persistenten Delinquenzverlaufs vorgestellt (1). Nach dieser Einführung in die Grundphänomene und definitorischen Probleme können aktuelle Forschungsbefunde zur Kontinuität (2) bzw. zum Abbruch (3) persistenter Verläufe erörtert werden. Nach einer kurzen Schilderung der Befundlage zu (personalen) Risikofaktoren, frühem Beginn und Gründen des Abbruchs (4) wird schließlich auf die – vor allem im Zusammenhang mit dem Labeling Approach – immer wieder diskutierten Effekte von Kontrollinterventionen durch die Polizei und Justiz eingegangen (5).

<sup>2</sup> Prävalenzraten werden in der Regel für Dunkelfelddaten pro Hundert, für Hellfelddaten (TVBZ, VUZ) pro 100.000 der Population ausgewiesen.

Der Beitrag verwendet ausgewählte Erkenntnisse aus der internationalen kriminologischen Verlaufsforschung. Wenn Befunde aus Münster oder Duisburg berichtet werden, handelt es sich um Daten aus der Panelstudie „Kriminalität in der modernen Stadt“, die gemeinsam von Jost Reinecke und dem Autor seit 2000 in Münster und seit 2002 in Duisburg mit jährlichen Befragungen anhand eines im Wesentlichen kriminalsoziologischen Analysemodells durchgeführt werden (Boers et al. 2006; Boers und Reinecke 2007). Beide Studien begannen im Alter von durchschnittlich 13 Jahren. Die münstersche Untersuchung wurde nach vier Wellen im Alter von 16 Jahren beendet. Die Duisburger Studie wird fortgesetzt. Im Frühjahr 2008 wurde die siebte Welle (Durchschnittsalter: 19 Jahre) erhoben; in diesem Beitrag werden Daten bis zum Alter von 17 bzw. 18 Jahren (erste bis fünfte bzw. sechste Welle) berichtet.<sup>3</sup>

## **DIE TRIAS: UBIQUITÄT, SPONTANBEWÄHRUNG UND INTENSITÄT**

### **Ubiquität**

Die Delinquenzverbreitung ist im Dunkelfeld deutlich höher als im polizeilichen und justiziellen Hellfeld. Dies wird hier anhand der Duisburger und münsterschen Täterbefragungen erörtert. In beiden Städten wurden die Jugendlichen gebeten, zu insgesamt 16 Gewalt-, Sachbeschädigungs-, Eigentums- und Drogendelikten anzugeben, ob sie diese jemals (Lebensprävalenz) oder in den vergangenen 12 Monaten (Jah-

resprävalenz) begangen hatten. Das Schwerespektrum der klassischen Delikte reichte vom Ladendiebstahl (das Schwarzfahren wurde also nicht mehr erhoben) bis zum Raub; daneben wurde auch nach problematischen Handlungen im Zusammenhang mit dem Internet gefragt.

Schon nach den Jahresprävalenzraten berichteten über alle Befragungswellen hinweg bis zu einem Fünftel der Befragten, in den letzten 12 Monaten ein Bagatelldelikt wie den Ladendiebstahl begangen zu haben. Die Prävalenzrate für Körperverletzung ohne Waffen betrug in Münster bis zu 12% und in Duisburg bis zu 17%, bei den einzelnen Sachbeschädigungsdelikten bis zu 14% (nicht tabellarisch dargestellt, siehe Boers et al. 2006, S. 71). Im polizeilichen Hellfeld werden deutlich weniger Jugendliche registriert, zum Beispiel in Münster wie in Duisburg für alle *Delikte* jährlich nur 11%, bundesweit (über die Jahre recht konstant) etwa 7%.<sup>4</sup> Die Deliktsstruktur ist indessen im Hell- wie im Dunkelfeld dem Grunde nach gleich: Auch im Dunkelfeld sind Täter schwerer Gewalt- und Eigentumsdelikte (vergleichsweise) selten. Die Prävalenzraten für Raub,<sup>5</sup> Handtaschenraub, Körperverletzung mit Waffen, Einbruchsdiebstahl, Autoaufbruch oder Autodiebstahl lagen in allen Befragungen zwischen 1% und 4%. Als mit bis zu 43% am weitesten verbreitet war das zu Beginn der Erhebung allerdings wohl nicht in allen Fällen strafbare Herunterladen von Musik- und Filmdateien aus dem Internet.

Fasst man die einzelnen Delikte in Gruppen zusammen, dann betragen die höchsten

<sup>3</sup> Beide Studien wurden als Schülerbefragungen in der siebten Klasse mit Schülerinnen und Schülern aller Schulformen begonnen. Die Ausgangsgröße betrug in Münster  $n = 1.949$  und entsprach 69% aller Siebtklässler; in der vierten Welle (2003):  $n = 1.819$ . In Duisburg wurde die Studie mit 3.411 Befragten begonnen (61% aller Siebtklässler), 2. Welle (2003):  $n = 3.392$ , 3. Welle (2004):  $n = 3.339$ , 4. Welle (2005):  $n = 3.243$ , 5. Welle (2006):  $n = 4.548$ , 6. Welle (2007):  $n = 3.336$  (jeweilige Querschnittstichproben). Die Rücklaufquoten lagen in Münster zwischen 87% und 88%, in Duisburg zwischen 81% und 92%. - Weitere Informationen zur Studie: [www.uni-bielefeld.de/soz/krimstadt](http://www.uni-bielefeld.de/soz/krimstadt).

<sup>4</sup> In Duisburg wurden 2004 10,3% aller Jugendlichen von der Polizei registriert (PKS Duisburg, <http://www1.polizei-nrw.de/duisburg/Themen/article/kriminalitaetsbericht.html>, 19.04.06), in Münster waren es im selben Jahr 10,9% (PKS Münster, <http://www1.polizei-nrw.de/muenster/Statistik/2004/>, 19.04.06; eigene Berechnungen). Bundesweit betrug der Tatverdächtigenanteil (nur für deutsche Tatverdächtige vorhanden) unter 14-17-jährigen im Jahr 2004 7,1% (Bundeskriminalamt 2005, S. 99). Der Vergleichbarkeit wegen wurden diese Hellfelddaten für jene Jahre wiedergegeben, in denen in unseren Täterbefragungen die höchsten Prävalenzraten beobachtet wurden.

<sup>5</sup> Hierunter wurde auch das so genannte „Abziehen“ erfasst.

Jahresprävalenzraten für schwere Gewaltdelikte (Raub, Handtaschenraub, Körperverletzung mit Waffen) 5% in Münster und 7% in Duisburg, für alle Gewaltdelikte (wie zuvor und zusätzlich Körperverletzung ohne Waffen) 14% bzw. 20%, für Eigentumsdelikte 30% bzw. 25% und für Sachbeschädigungsdelikte (Graffiti, Scratchen, sonstige Sachbeschädigung) jeweils 24%.

Am deutlichsten zeigt sich die Ubiquität der Jugenddelinquenz in den so genannten Lebensprävalenzraten. So berichteten in Duisburg bereits zwischen dem 13. und 17. Lebensjahr 71% der Jungen und 53% der Mädchen, zumindest ein Delikt begangen zu haben (alle erfragten Delikte ohne Internetdelikte oder Drogenkonsum);<sup>6</sup> bei Gewaltdelikten (einschließlich Körperverletzung ohne Waffen) waren es 42% bzw. 23%, bei Sachbeschädigungen 67% bzw. 50% und bei Eigentumsdelikten 40% bzw. 32% (nicht tabellarisch dargestellt).

### **Altersentwicklung und Spontanbewährung**

Die Altersentwicklung von Prävalenzraten weist seit ihrer jeweils ersten Erhebung mit Hell- wie mit Dunkelfelddaten in unterschiedlichen Ländern, Kulturen oder historischen Phasen einen in der Grundstruktur gleichen Verlauf auf: Einem in der Jugendzeit starken Anstieg folgt ein ebenso starker Rückgang. Auch wenn die (Dunkelfeld-) Delinquenz im Jugendalter weit verbreitet ist, so begehen die meisten also nur ein bis zwei Delikte. Der Anstieg und Wendepunkt dieser Glockenkurve erfolgt im Dunkelfeld früher und liegt im Hellfeld bei Mädchen (14. bis 16. Lj.) früher als bei den

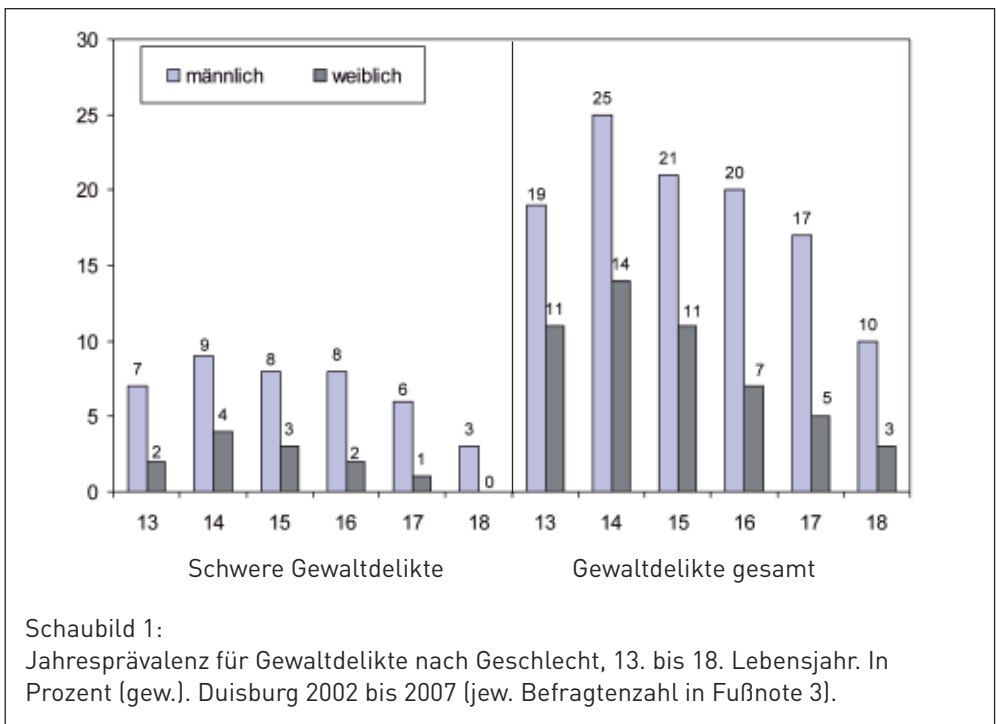
Jungen (18. bis 20. Lj., Bundeskriminalamt 2007, S. 97 f.). An Dunkelfeldverläufen ist besonders bemerkenswert, dass dieser Altersverlauf bereits in der kurzen Zeit bis zum Ende der Jugendphase weitgehend sichtbar wird. So erreichten die Duisburger Täterprävalenzraten bereits im 14. Lebensjahr das höchste Maß und gingen (mit einer vorübergehenden Ausnahme der Eigentumsdelikte) schon ab dem folgenden 15. Lebensjahr deutlich (zum Teil sogar unter das Ausgangsniveau des 13. Lebensjahres) zurück; bis zum 18. Lebensjahr verringerten sie sich auf die Hälfte oder gar ein Drittel (Schaubilder 1 und 2).<sup>7</sup> Demnach ist der Prozess der Spontanbewährung ganz überwiegend bereits kurz nach Erreichen der Strafmündigkeit eingetreten.<sup>8</sup> Das war so früh nicht unbedingt zu erwarten. „Spontan“, das heißt aus sich selbst heraus, bedeutet dabei nicht ohne jegliche, sondern ohne formelle Kontrollintervention. Denn dieser entwicklungstypische Rückgang ist im Wesentlichen Ausdruck einer erfolgreichen Normsozialisation durch die primären Sozialisationsinstanzen Familie, Schule und Gleichaltrige.

Diese früh einsetzende Spontanbewährung unterstreicht die Notwendigkeit der seit den achtziger Jahren nach und nach in ganz Deutschland flächendeckend eingeführten Diversion im Jugendstrafverfahren mit inzwischen bundesweit rund 70% nach §§ 45, 47 JGG eingestellten Verfahren (Heinz 2005, S. 174 ff.). Die Diversion vermeidet, solche normsozialisatorischen Prozesse strafrechtlich zu konterkarieren.

<sup>6</sup> Berücksichtigt ist auch nicht das nicht erfragte, aber quantitativ bedeutsame Schwarzfahren. Die entsprechende Gesamtrate der „Lebensprävalenz“ betrug 60%. Für die Berechnung solcher Lebensprävalenzraten wurde der Panel-datensatz verwendet.

<sup>7</sup> Zum Beispiel für Jungen bei allen Gewaltdelikten: von 25% mit 14 auf 21% mit 15 und noch 10% mit 18 Jahren, bei Sachbeschädigungen von 29% auf 23% und 9% (Schaubilder 1 und 2). Betrachtet man die einzelnen Delikte, so ist zu erkennen, dass dieser Rückgang in den Deliktgruppen in erster Linie auf den jeweils häufiger vorkommenden Delikten beruht (vor allem Körperverletzung ohne Waffen, Sachbeschädigung, Ladendiebstahl). In Münster konnte dieser Rückgang im 16., dem letzten der untersuchten Lebensjahre, bei den schweren Gewaltdelikten auch ab dem 15. Lebensjahr beobachtet werden (Boers et al. 2006, S. 72 f.).

<sup>8</sup> Da sich die Referenzperiode für die Täterbefragung auf das vorher gegangene Jahr bezog, wurden die Delikte für das 13., 14., 15., 16., 17. bzw. 18. Lebensjahr berichtet, also auch für die zwei Lebensjahre vor Beginn der Strafmündigkeit.



Mit Blick auf Geschlechtsunterschiede weisen Jungen zwar auch im Dunkelfeld höhere Prävalenzraten auf als Mädchen. Die Dunkelfeldunterschiede sind aber vor allem im frühen Jugendalter deutlich geringer als im Hellfeld. Während unter den Duisburger 14- bis 15-Jährigen die Mädchen bei den Eigentums- und Sachbeschädigungsdelikten recht nahe an die Prävalenzraten der Jungen herankamen<sup>9</sup>, betrug der Abstand bei Gewaltdelikten rund die Hälfte.<sup>10</sup> Der Anteil der polizeilich registrierten Mädchen beträgt indessen bei Eigentumsdelikten etwa die Hälfte und bei Gewaltdelikten nur rund ein Drittel des Anteils der Jungen (siehe Bundeskriminalamt 2005, S. 180, 233, Tabellenanhang: Tabelle 20). Demnach haben Mädchen in diesem Alter ein deutlich geringeres Registrierungsrisiko als Jungen. Ab dem 16. Lebensjahr nehmen die Unterschiede aller-

dings erheblich zu. Der Mädchenanteil beträgt im 18. Lebensjahr nur noch ein Drittel des Anteils der Jungen, bei schweren Gewaltdelikten gar weniger als ein Sechstel. Bei den Mädchen ist der Prozess der Spontanbewährung mithin deutlicher ausgeprägt als bei den Jungen (Schaubilder 1 und 2).

### Intensivtäterschaft und Persistenz

Jugendliche mit wiederholten Tatbegehungen, zumal schwerer Delikten, bilden seit langem die eigentliche kriminologische und kriminalpolitische Problemgruppe. Sie werden als Mehrfach- oder Intensivtäter, im Englischen als „Chronics“, „High-Risk Offenders“ oder „Persistent Offenders“ bezeichnet. Seit der ersten Philadelphia-Kohortenuntersuchung sind damit in der Regel jene ca. 6% der Probanden gemeint, die fünf und mehr (schwere) Delikte (pro

<sup>9</sup> Zum Beispiel 22% bzw. 28% bei Eigentumsdelikten im 14. Lebensjahr; 18% bzw. 23% bei Sachbeschädigungsdelikten im 15. Lebensjahr (Schaubild 2).

<sup>10</sup> Zum Beispiel 4% bzw. 9% bei schwerer Gewalt, 14% bzw. 25% bei allen Gewaltdelikten, jeweils im 14. Lebensjahr (Schaubild 1).

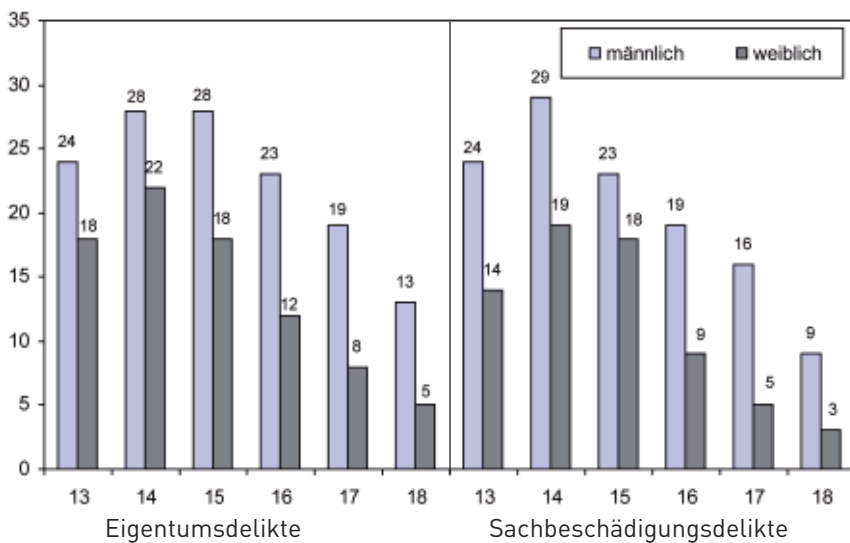


Schaubild 2:  
 Jahresprävalenz für Eigentums- und Sachbeschädigungsdelikte nach Geschlecht, 13. bis 18. Lebensjahr. In Prozent (gew.). Duisburg 2002 bis 2007 (jew. Befragtenzahl in Fußnote 3).

Jahr im Dunkelfeld oder während der Jugendphase im Hellfeld) begehen bzw. mit rund der Hälfte aller Straftaten sowie den meisten Gewaltdelikten auffallen (siehe nur Wolfgang et al. 1972, S. 88 ff.; Farrington und West 1993, S. 495; Moffitt et al. 2001, S. 212 ff.; Piquero et al. 2003, S. 462; Kerner 2004, S. 16; Boers et al. 2006, S. 74 f.).

Die *Klassifizierung* von Tätergruppen, insbesondere mit Blick auf persistente Täter schwerer und gewaltsamer Delikte hat sich in den letzten zwanzig Jahren von einer alleinigen Kategorisierung anhand von Täterinzidenzraten oder der Anteile begangener Delikte (zum Beispiel die 6% „Chronic Offenders“ seit Wolfgang et al. 1972) zur Feststellung eines delinquenten Entwicklungspfad (so genannte Trajektorie) weiterentwickelt, mit dem über den Lebensverlauf hinweg persistente Täterkarrieren beschrieben werden sollen. Damit wurde auf die allgemeine Lebensverlaufsfor-schung Rekurs genommen und eine (zunächst stark persönlichkeitsorientierte)

Developmental Criminology begründet. Parallel hierzu entwickelte sich die Täter-klassifizierung methodisch von einer deter-ministischen Kategorisierung (zumeist anhand einer Mindestzahl begangener Delikte, zum Beispiel: mehr als fünf Delikte in einem bestimmten Zeitraum) zu einer probabilistischen, anhand latenter Klas-senanalysen erfolgenden statistischen Beschreibung unterschiedlicher Delin-quenztrajektorien (Nagin 2005; Reinecke 2006; 2007; Piquero 2008). Eine einheitliche Klassifikation des Intensivtäters ist aller-dings nicht möglich, da sich je nach Art der Daten (Hell- oder Dunkelfeld), der Delikts-art, dem zu berücksichtigenden (und damit im Zusammenhang stehenden) Zeitraum der Deliktsbegehung oder der zu untersu-chenden Tätergruppe (zum Beispiel Jungen oder Mädchen) unterschiedliche Basishäu-figkeiten ergeben.

Des Weiteren ergibt sich aus einer wie auch immer vorgenommenen Klassifizierung noch nicht automatisch eine *Definition* des

Intensivtäters. Sie kann letztlich nur normativ, nach quantitativen, qualitativen und zeitlichen Kriterien erfolgen. Zum Beispiel (in Fortschreibung der zuvor berichteten empirischen Beobachtung), dass eine durch eine Klassifikation gewonnene (bislang) männliche Gruppe für einen genau und eng bestimmten Zeitraum (von zum Beispiel zwölf Monaten) zumindest die Hälfte aller Delikte und drei Viertel der Gewaltdelikte ihrer Population begangen haben muss. Nach diesem Validitätskriterium wären Intensivtäter dadurch definiert, dass sie, bemessen für einen begrenzten Zeitraum, das Gros der Gewaltdelikte begehen. Bei in einem begrenzten Zeitraum wiederholten (etwa drei- und mehrmaligen) Begehungen anderer Delikte (oder einer unterhalb dieses Validitätskriteriums verweilenden Anzahl von Gewaltdelikten) kann man von Mehrfachtätern sprechen; hier fehlt das qualitative Kriterium der Begehung der allermeisten Gewaltdelikte. Intensivtäter sind demnach eine Teilmenge der Mehrfachtäter. Die Unterscheidung zwischen Mehrfach- und Intensivtätern erlaubt es mithin zwischen unproblematisch(er)en Wiederholungstätern von zum Beispiel Bagatelldelikten und problematisch(er)en Wiederholungstätern von Gewaltdelikten zu differenzieren.

Damit wäre aber noch nicht beantwortet, wann man mit einiger Plausibilität von einer *Persistenz*, also einer über längere Zeit bestehenden Intensiv- oder Mehrfachtäterschaft sprechen kann.<sup>11</sup> Dies ist nur anzunehmen, wenn ein Mehrfach- oder Intensivtäter über mehrere (Mehrfach- oder Intensivtäter-) Zeiteinheiten hinweg ohne große Unterbrechungen aktiv ist. Die Zeitdimension wird hier also in umgekehrter Richtung bedeutsam: Nun grenzt sie den Begriff nicht ein, sondern lässt ihn erst nach einer gewissen Dauer zu. Ein Mehrfach- oder Intensivtäter ist demnach nicht unbedingt auch schon ein persistenter Täter. Ohne bislang noch nicht vorhandene spezifische empirische Analysen zur Dauer und Unterbrechung persistenter Verläufe ist es jedoch schwierig, eine minimale Zeitspanne für die Annahme eines persistenten Verlaufs zu bestimmen. Sie sollte aber, um die Bezeichnung „dauerhaft“ zu rechtfertigen, wohl drei bis vier Jahre betragen.<sup>12</sup> Die Unterbrechungen müssen eine ebenfalls konkret zu bestimmende maximale Dauer aufweisen und wären mitunter auch bei einer phasenweise deutlich geringeren Deliktschwere (zum Beispiel unter dem Intensivtäterniveau) in Betracht zu ziehen.<sup>13</sup> Somit kommt es darauf an,

<sup>11</sup> Wie bereits eingangs angedeutet geht es hier um so genannte „kriminelle Karrieren“. Es wird jedoch vorgeschlagen, auf diesen Begriff zu Gunsten des im Englischen üblich gewordenen Begriffs der Persistenz zu verzichten. Auch wenn Howard Becker (1963, S. 25 ff.) den Karrierebegriff erstmals (im Sinne einer devianten Laufbahn, wörtlich: „deviant career“) zur wissenschaftlichen Beschreibung einer Etikettierungskarriere verwendete, so hat er heute häufig eine bestimmte kriminalpolitische, nämlich stigmatisierende bzw. dramatisierende Konnotation. Zudem suggeriert der Begriff „Karriere“, es handele sich (wie etwa bei einer Berufskarriere) um eine geplante Laufbahn, was bei einer persistenten Delinquenzentwicklung allerdings eher selten der Fall zu sein scheint. Als analytischer Begriff ist er mithin nicht sonderlich geeignet.

<sup>12</sup> Eine etwaige Begrenzung persistenter Verläufe anhand bestimmter Lebensphasen (zum Beispiel Jugend- oder Erwachsenenalter) würde der empirischen Erfahrung widersprechen, da diese typischerweise die Grenzen oder den gesamten Zeitraum solcher Lebensphasen übergreifen, zum Beispiel im späten Kindesalter beginnen und bis Anfang oder gar Mitte Zwanzig dauern können. Somit besteht für persistente Verläufe potentiell ein größerer, von den Lebensphasen unabhängiger zeitlicher Ereignisraum.

<sup>13</sup> Die Bestimmung einer maximalen Unterbrechungsdauer ist schwierig und hängt zunächst davon ab, ob es sich um einmalige (oder ganz wenige) oder um über die gesamte Delinquenzzeit mehr oder weniger verteilte Unterbrechungen handelt. Im ersten Fall wird die maximale Unterbrechungszeit, etwa mit einem Viertel der Persistenzdauer, recht eng zu bemessen sein. Bei einer Persistenz von vier Jahren würde also eine andauernde Unterbrechung von maximal zwölf Monaten eine Persistenzannahme gerade noch erlauben. Bei Annahme eines Drittels würde eine 16 Monate andauernde Unterbrechung eine Persistenz jedoch in Frage stellen. Dies gilt umso mehr, je länger die Persistenzdauer ist: Eine durchgehende vierjährige Latenzzeit innerhalb eines Delinquenzzeitraums von zwölf Jahren lässt schon eher an einen vorübergehenden Abbruchsprozess als an eine Persistenzunterbrechung denken. Die Bestimmung der Unterbrechungsdauer hängt mithin zum einen mit der Persistenzdauer zusammen und zum anderen wird mit fortdauernder Persistenz der Unterschied zwischen Unterbrechung und Abbruch fließend. Im oben genannten zweiten Falle, also den über einen Delinquenzzeitraum mehr oder weniger verteilten Unterbrechungen, wird man die maximale Unterbrechungsdauer indessen größer, etwa bis zur Hälfte, bemessen können (so könnte bei jährlich maximal sechsmonatigen Latenzen einer im Minimum vierjährigen Delinquenzzeit wohl noch eine persistente Entwicklung angenommen werden).

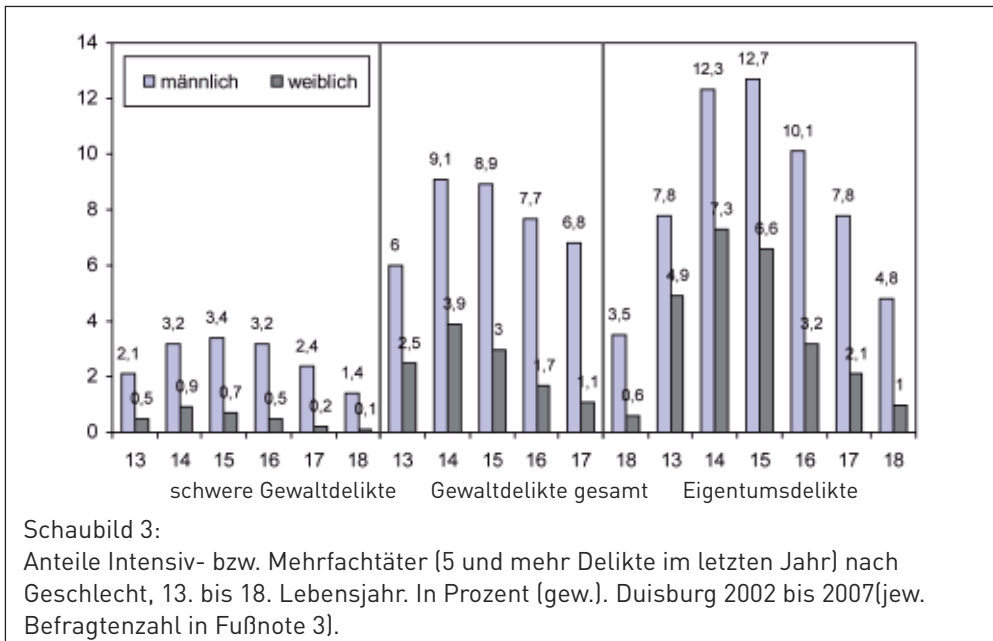
dass bei Verwendung des Persistenzbegriffs die zu Grunde gelegte minimale Delinquenz- sowie maximale Unterbrechungsdauer offen gelegt werden. Letztendlich muss die kriminologische Forschung und Diskussion ergeben, inwieweit die gewählten Kriterien plausibel sind.

Im Unterschied zum (normativ auf Intensivtäter fixierten) Karrierebegriff kann der Persistenzbegriff mithin auch zur analytischen Beschreibung eines Delinquenzverlaufs mit Delikten geringerer Schwere verwendet werden, zum Beispiel: persistente Bagatell- oder Eigentumsdelikte, Sachbeschädiger, Drogenkonsumenten usw. Das quantitative Mehrfachstäterkriterium (drei und mehr Delikte) wäre dann gegebenenfalls nach einem plausiblen Validitätskriterium zu erhöhen.

Was ergeben nun empirische Beobachtungen zur Klassifikation und Definition von Intensivtätern? Wählt man als Kriterium fünf und mehr Delikte in den vorhergehenden

zwölf Monaten, so zeigt sich, dass man unter Zugrundelegung aller Arten der Gewaltdelikte mit einer solchen deterministischen Klassifikation eine durchaus problematische Tätergruppe erhält (für eine alternative probabilistische Klassifikation siehe Reinecke 2006). Beispielsweise hatten im Jahr 2004 die 15-jährigen Duisburger mit fünf und mehr Gewaltdelikten über die Hälfte aller Delikte (ohne Internet-Raubkopien) sowie fast 90% aller Gewaltdelikte berichtet. Sie waren gleichwohl keine spezialisierten Gewalttäter. Denn die Gewaltdelikte machten innerhalb ihres gesamten Deliktspektrums nur einen Anteil von knapp 30% aus.<sup>14</sup>

Unter Zugrundelegung aller Arten der Gewaltdelikte waren in Duisburg maximal 9% der Jungen und 4% der Mädchen, nämlich im 14. Lebensjahr, Intensivtäter. Beschränkt man sich auf die schweren Gewaltdelikte (Körperverletzung mit Waffen und Raubdelikte), dann betrug die maximale Quote (im 14. und 15. Lebens-



<sup>14</sup> Siehe grundlegend zur Täterklassifizierung, Al. Pöge 2007; 2007a.



jahr) 3,4% bzw. 0,9%. Der Rückgang setzte indessen genau wie bei den allgemeinen Prävalenzraten bereits im folgenden Lebensjahr ein (Schaubild 3).<sup>15</sup>

Dieser in den Anteilen der Intensivtäter enthaltene erste Hinweis auf eine auch hier bestehende Tendenz zu einem frühen Rückgang ist durchaus bemerkenswert. Denn nach insbesondere in den achtziger und neunziger Jahren weit verbreiteten kriminologischen Annahmen über die Kontinuität des Delinquenzverlaufs würde man zumindest in diesem Alter bei Intensivtätern noch keine nennenswerten Abbruchstendenzen zu erwarten haben. Die viel zitierte Extremposition postuliert bei früh und chronisch Auffälligen eine zumindest bis in die fünfte Lebensdekade reichende oder sogar lebenslange Persistenz (Blumstein et al. 1986, S. 67 ff.; Moffitt 1993). Auch Sampson und Laub (1993, 2003) gehen davon aus, dass kriminelle Karrieren im Jugendalter fortdauern können, ab der dritten Lebensdekade indessen weit überwiegend abbrechen.<sup>16</sup>

## DIE KONTINUITÄT DELINQUENTER VERLÄUFE

Der prominenteste und wohl einflussreichste Entwurf einer lebenslangen Kontinuitätsannahme für Intensivtäter stammt von Terry Moffitt, die aus Anlass der Auswertung des Dunedin Geburtskohortenpanels eine duale Taxonomie der Entwicklungspfade des Life Course-Persistent (LCP) und des Adolescence-Limited (AL) Antisocial Behavior vorgeschlagen hat (Moffitt 1993; siehe zur Rezeption und Diskussion zuletzt Moffitt 2003 sowie Sampson und Laub 2003, S. 558 f. m.w.N.). Moffitt nimmt an, dass bei Letzterem, den größten Teil auffälliger Jugendlicher umfassendem Pfad, das dis-

soziale Verhalten infolge asynchron verlaufender persönlicher und sozialer Entwicklungen („Reifungslücke“) frühestens in der Jugendzeit beginne und mit deren Ende auf Grund gelingender Sozialisationsprozesse - also im Rahmen von Prozessen der Spontanbewährung - abgebrochen werde; psychische Auffälligkeiten kämen hier nicht vor. Hingegen soll bei der zahlenmäßig kleinen LCP-Trajektorie die psychopathologische Qualität besitzende dissoziale Entwicklung bereits im frühesten Kindesalter beginnen und über den Lebensverlauf in unterschiedlichen Erscheinungsformen fortdauern; sie beruhe auf ererbten oder erworbenen neuro-kognitiven Persönlichkeitsdefiziten (geringe verbale Intelligenz, schwieriges Temperament, Hyperaktivität, geringe Selbstkontrolle), die sich unter ungünstigen Umweltbedingungen (inadäquate Erziehung, gestörte familiäre Bindungen, Armut) negativ entfaltet (Moffitt 1993, S. 680 ff., 685 ff.; Moffitt et al. 2001, S. 207 ff.). Die Verlaufsannahme geht also dahin, dass bei diesen Tätern das Ausmaß der Täterinzidenzrate fortdauere, also - anders als bei den glockenförmigen Prävalenzraten - nicht zurückgehe. Der Streit über die Kontinuität oder den Abbruch von Delinquenzverläufen besteht mithin nur bei den Intensivtätern.

*Kriminalpolitisch* besteht folglich bei einer maximal auf das Heranwachsendenalter begrenzten, also sich spontan bewährenden Delinquenz die generelle Überzeugung, dass eine so genannte primäre Kriminalprävention angemessen ist. Es geht also um am sozialen Umfeld, seinen Institutionen und Gruppen (Wohnviertel, Peer Groups, Schulen, Familie, Vereine etc.) orientierte Maßnahmen, die im Übrigen bei bereits jugendstrafrechtlicher Relevanz vornehmlich im Rahmen der Diversion

<sup>15</sup> In Münster ergab sich - mit kleineren Abweichungen - ein ähnliches Gesamtbild. Hier lagen ein Jahr später die maximalen Mehrfachtäterraten bei den Gewaltdelikten etwas niedriger, bei den Eigentumsdelikten jedoch höher. Sie gingen dann aber (im 16. Lebensjahr) ebenfalls und sogar auch noch etwas markanter als in Duisburg zurück (grafisch nicht dargestellt).

<sup>16</sup> Möglicherweise beruht deren These der anfänglichen Kontinuität auch darauf, dass sie diese empirisch auf eine Reanalyse des Jugendstraffälligenpanels der Gluecks, also der Beobachtung des Hellfeldverlaufs einer hochselektierten Justizpopulation stützten.



erfolgen sollen. Damit können die Prävalenzraten in einem verträglichen Ausmaß gehalten und Prozesse der Spontanbewährung gefördert werden. Bei den persistenten Intensivtätern, vor allem den vermuteten LCP-Offendern, gehen die Auffassungen vor allem unter (amerikanischen) Kriminalpolitikern indessen auseinander. Nicht in Bezug auf die Notwendigkeit, dass hier überhaupt individuelle Interventionen zu erfolgen haben. Darüber besteht weitgehender Konsens. Je nach Ausrichtung werden jedoch einerseits vornehmlich Maßnahmen der positiven Spezialprävention (resozialisierende sozialpädagogische oder therapeutische Programme) und andererseits solche der negativen Spezialprävention favorisiert (vor allem zur Sicherung von als gefährlich und rezidiv eingestuften Tätern). Für Letzteres hat die in zahlreichen amerikanischen Bundesstaaten eingeführte Sanktionspolitik der „Selective Incapacitation“, oder in der populistischen Variante: des „Three strikes and you’re out“, seit den neunziger Jahren eine Vorreiterrolle eingenommen (Zimring et al. 2001; siehe auch Blumstein et al. 1986, S. 128 ff.).<sup>17</sup>

Wie sieht es nun mit der empirischen Bewährung der Kontinuitätsannahme aus? Eine im Rahmen der Dunedin-Studie erfolgte deterministische Klassifizierung anhand von Extremgruppen kindlichen dissozialen Verhaltens (im Alter von 5, 7, 9 und 11 Jahren) sowie juveniler selbstberichteter Delinquenz (mit 15 und 18 Jahren) ergab

eine in beiden Zeitabschnitten hochbelastete LCP-Gruppe für ca. 6% der 902 Probanden – 10% (n=47) der männlichen und 1% (n=6) der weiblichen Probanden; 26% (n=122) der männlichen und 18% (n=78) der weiblichen Probanden konnten einem (ab dem Jugendalter in gleichem Maße delinquenten) AL-Pfad zugeordnet werden (Moffitt et al. 2001, S. 212 ff.). Die weiteren Analysen konfrontieren die Annahme einer persistenten dissozialen Persönlichkeit allerdings mit drei Problemen.

Zum einen zeigte sich zwar, dass die LCP-Probanden im Vergleich mit den AL-Probanden vor allem die erwartete höhere neuro-kognitive Belastung aufwiesen (a.a.O., S. 214 ff.). Solche Analysen können angesichts der geringen Anzahl von persistenten Probanden jedoch nur bivariat (bei Moffitt et al. anhand von Mittelwertunterschieden) durchgeführt, aber nicht multivariat gegen Scheinkorrelationen gesichert werden. Da fast alle Längsschnittstudien, die angesichts der Anzahl exogener Erklärungsvariablen umfassendere Zusammenhangs- oder Kausalanalysen erlauben, selbst bei einer Problemstratifizierung über zu geringe Ausgangsstichproben verfügen,<sup>18</sup> handelt es sich um ein allgemeines Problem der kriminologischen Längsschnittforschung: Analysen persistenter Intensivtäter sind bislang im Wesentlichen qualitativer Natur und können statistisch nicht hinreichend untermauert werden.

<sup>17</sup> Zum Beispiel müssen nach kalifornischem Strafrecht seit 1994 bereits zweimal wegen eines schweren Delikts (zum Beispiel Wohnungseinbruch) oder einer Gewalttat Verurteilte bei einer dritten (leichteren) Tat (zum Beispiel einfacher Diebstahl) zu 25 Jahren oder lebenslanger Freiheitsstrafe verurteilt werden, wovon mindestens 20 Jahre zu vollstrecken sind. Erfolgt die leichtere Tat (sogenanntes „Strike“-Delikt) als zweite Tat, dann ist hierfür die Strafe zu verdoppeln. Als Folge dieser Gesetzgebung ergingen in den ersten Jahren nach Inkrafttreten der Vorschriften mehr 25-jährige oder lebenslange Verurteilungen wegen Marihuana-Besitzes als zusammengenommen wegen Mordes, Vergewaltigung oder Geiselnahme (Zimring et al. 2001, S. 7 ff.). Vor allem als Folge einer solchen Sanktionspolitik ist die U.S.-amerikanische Gefangenenpopulation seit 1980 bis 2006 um mehr als das Vierfache auf 1.570.861 erwachsene Insassen mit Freiheitsstrafen von mehr als einem Jahr gestiegen (Bureau of Justice Statistics 2007, S. 3). Nimmt man die „local jail-inmates“ (Freiheitsstrafen unter einem Jahr und Untersuchungshaft) hinzu, dann betrug die Gefangenenzahl am Jahresende von 2006: 2.336.871, was einer Gefangenenrate von 782 auf 100.000 Einwohner entspricht (ebda.); berücksichtigt man des Weiteren die 92.854 Jugendstrafgefangenen sowie die Gefangenen der „territorial prisons“, Einwanderungsbehörde, Armee, „indian countries“ und des Zolls, so beträgt die Gefangenenzahl: 2.385.213 (a.a.O., S. 3). In Deutschland betrug die Gefangenenrate am 30. November 2007 (ähnlich wie für Frankreich, Belgien und Italien): 88 bei insgesamt 72.656 Straf-, U-Haft- und Jugendstrafgefangenen ([www.prisonestudies.org](http://www.prisonestudies.org)).

<sup>18</sup> Zum Beispiel wurden in der Cambridge-Studie bis zum 32. Lebensjahr 24 (6%) sog. „Chronic Offenders“ festgestellt, Probanden, die bis dahin die Hälfte aller Verurteilungen erhalten hatten (Farrington 2003, S. 144).

Zum anderen erwies sich die Persistenzannahme bei frühkindlicher Auffälligkeit als nicht stabil. Bereits auf Grund einer weiteren mit 477 männlichen Probanden der Dunedin-Studie durchgeführten, nun bis zum 26. Lebensjahr reichenden deterministischen Klassifikation ergaben sich zunächst neben der LCP-Gruppe (10%) und der AL-Gruppe (26%) drei zusätzliche Entwicklungsgruppen: (1) 5% nicht auffällig gewordene Abstainers, (2) 51% lediglich durchschnittlich belastete Unclassified Boys sowie (3) 8% Recoveries. Dies war insofern zu erwarten, als eine simple binäre Taxonomie – im Kern stellt Moffitts in der Rezeption bei weitem überschätzte Klassifizierung nicht mehr dar – die Komplexität delinquenten Verhaltens nicht widerspiegeln kann. Unter den zusätzlichen Gruppen war des Weiteren vor allem die Entwicklung der Recoveries für die in Moffitts Überlegungen zentralen prognostischen Annahmen hinsichtlich der LCP-Offenders problematisch. Denn während sich im Kindesalter die LCPs und die Recoveries in ihrer dissozialen Auffälligkeit nicht unterscheiden, brachen Letztere das dissoziale Verhalten mit dem Jugendalter weitgehend ab und wichen insbesondere hinsichtlich der Delinquenz kaum vom Durchschnitt ab (Moffitt et al. 2002, S. 183 ff.; auch schon 1996, S. 408 ff.).

Noch deutlicher zeigt sich diese erfreuliche Besserung bei einem großen Teil der im Kindesalter Hochbelasteten in der ersten mit den 526 männlichen Probanden des Dunedin-Panels durchgeführten latenten Klassenanalyse. Diese Analyse bezog sich auf die individuelle Inzidenz einer Skala von Verhaltensproblemen<sup>19</sup> zwischen dem 7. und 26. Lebensjahr und ergab vier Klassen (LCP, Childhood Limited, Adolescent Onset, Low). Im Kindesalter bei Weitem am stärksten (und nahezu gleich) belastet war

nicht nur die LCP-Klasse (10,5% der Probanden), sondern auch die mit 24,3% mehr als doppelt so große Childhood Limited-Klasse. Im weiteren Verlauf reduzierten sich die Inzidenzen beider Klassen kontinuierlich bis zum 26. Lebensjahr, allerdings – wie schon zuvor bei den Recoveries – sehr disparat, nämlich um ca. ein Viertel bei den LCPs, aber um mehr als zwei Drittel bei den Childhood Limited, wobei Letztere bereits zwischen 15 und 18 Jahren das Niveau der Low-Class (45,6 %) erreichte (Odgers et al. 2007, S. 479). Käme mithin die Vorhersage von erwachsenen LCP-Tätern auf Grund kindlicher Auffälligkeiten nach der deterministischen Klassifikation nahezu dem Werfen einer Münze gleich, so könnte nach den Befunden der latenten Klassenanalyse gerade mal noch ein Drittel vorhergesagt werden. Damit dürfte die Persistenzthese, einschließlich der darauf beruhenden Annahme einer Prognostizierbarkeit späterer Delinquenz auf Grund kindlicher Auffälligkeiten, mit diesem Datensatz nicht zu halten sein.

Schließlich erwies sich in den bis zum 26. Lebensjahr analysierten Daten der AL-Pfad nicht als „adolescence limited“ („were still in trouble“, Moffitt et al. 2002, S. 199): Auf Grund der deterministischen Klassifikation wiesen die betreffenden Probanden bis zum 26. Lebensjahr bei nahezu allen Delikten die nach den LCP-Probanden zweitgrößten und gegenüber den drei anderen Gruppen deutlich erhöhte Raten der selbstberichteten Delinquenz sowie der Verurteilungen auf; im Vergleich mit dem LCP-Pfad ergaben sich bei der selbstberichteten Delinquenz – mit Ausnahme der Gewaltdelikte – kaum, bei den Verurteilungen allerdings etwas häufiger signifikante Unterschiede (a.a.O., S. 184 ff., 199). Es ist angesichts dessen nicht verwunderlich, dass in den latenten Klassenanalysen ein Adolescence

---

<sup>19</sup> Die Skala „Conduct Problems“ bestand aus sechs Symptomen: physical fighting, bullying others, destroying property, telling lies, truancy and stealing (Odgers et al. 2007, S. 477). Hiermit sollte insbesondere die Klassifizierung des Life-Course Persistent und Adolescent Limited Antisocial Behavior erfolgen.

Limited-Pfad nicht mehr ausgemacht werden konnte. Stattdessen wurde nun mit 19,6% ein Adolescence Onset-Pfad festgestellt, dessen im Kindesalter noch geringe Conduct Problem-Rate bis zum 26. Lebensjahr stetig auf das Niveau des LCP-Pfades stieg (Odgers et al. 2007, S. 479). Demnach lässt sich auch die Taxonomie der Life Course-Persistent versus Adolescence-Limited nicht mehr halten.<sup>20</sup>

## DER ABRUCH DELINQUENTER VERLÄUFE

Ein ähnliches Bild der Verlaufspfade selbstberichteter Delinquenz ergaben auch die im Rahmen der Rochester Youth Development Study durchgeführten latenten Klassenanalysen mit 647 männlichen Befragten einer hinsichtlich sozial benachteiligter Nachbarschaften stratifizierten Stichprobe (siehe unten 5.1).<sup>21</sup> Zwischen dem 13. und 23. Lebensjahr (letztes Erhebungsalter) stellten sich unter Berücksichtigung aller Delikte acht Verlaufspfade heraus (Thornberry 2005, 163 ff.).<sup>22</sup> Bei den als einzige Gruppe im Alter von 13,5 Jahren mit 70 Delikten pro Jahr hoch belasteten Persistent High-Level Offenders (6,9% aller Probanden) verringerten sich die Täterinzidenzraten innerhalb von zehn Jahren (linear) um die Hälfte. Zwei Gruppen – Late Bloomers (9,4%) und Gradual-Uptake Offenders (12,4%) – wiesen einen exponentiellen bzw. linearen Verlauf der Täterinzi-

denzraten mit den im Alter von 23 Jahren höchsten Werten auf; bemerkenswerterweise waren sie wie alle anderen Gruppen, außer den Persistent Offenders, mit 13,5 Jahren kaum belastet. Insbesondere die Trajektorien dieser drei Gruppen widersprechen Moffitts Verlaufsannahmen. Weder erwiesen sich die früh beginnenden Persistent High-Level Offenders im Alter von 23 Jahren als persistent noch die beiden spät beginnenden Gruppen als Adolescence-Limited Offenders.

Daneben folgten drei Gruppen (zusammen 30,7%) dem typischen Muster eines im Jugendalter einsetzenden und spätestens mit dem beginnenden Erwachsenenalter abbrechenden Delinquenzverlaufs; auch eine weitere Gruppe brach im Jugendalter ab, zeigte aber ab dem 22. Lebensjahr wieder einen Anstieg der Täterinzidenz (Intermittent Offenders: 10,8%). Die achte Gruppe der Low-Level Offenders (29,7%) verblieb durchweg auf einem geringen Inzidenzniveau und war deshalb hinsichtlich einer Persistenz oder eines Abbruchs nicht relevant.<sup>23</sup>

Die Verringerung der Täterinzidenz unter den im Kindesalter Hochbelasteten sowie die Zunahme der Täterinzidenz in der Gruppe der Late Starter (oder Adolescent Onset) gibt zu der Vermutung Anlass, dass der auf

<sup>20</sup> Moffitt und Kollegen haben die Bedeutung der Recovery- bzw. Childhood Limited-Gruppe für die Persistenzthese bislang nicht so recht diskutiert. Hinsichtlich der Recoveries wurde lediglich das Fortbestehen einiger psychischer Probleme (Depressionen, Angstzustände, soziale Isolierung), aber eben nicht delinquenter Auffälligkeiten mitgeteilt. Mit Blick auf die unerwartet fortbestehende Delinquenz der AL-Probanden wird allerdings eine Falsifikation der Moffittschen Taxonomie für möglich gehalten, sollte es in den folgenden Lebensjahren nicht zu einem signifikanten Delinquenzabbruch in der AL-Trajektorie kommen: „Whether Dunedin AL men are in trouble at 26 years because their cohort’s maturity gap is prolonged (and the theory is right), or because adult adjustment is not influenced by childhood experience (and the theory is wrong), waits further follow-up.“ (Moffitt et al. 2002, S. 201). Die fortgesetzte Delinquenz der AL-Gruppe wird mit einer Postadoleszenzthese erklärt: Insbesondere die große neuseeländische Arbeitslosigkeit habe dazu geführt, dass sich die für moderne Sozialisationsprozesse typische Reifungslücke („maturity gap“) ausweite, also immer weniger Jungerwachsene eine traditionelle Erwachsenenrolle mit stabilem Berufsstatus, Ehe oder Elternschaft einnehmen könnten (Moffitt et al. 1996, S. 419; 2002, S. 196 f., 200).

<sup>21</sup> Sowohl die Rochester-Studie als auch die Reanalyse und Fortsetzung der Gluecks-Studie durch Laub und Sampson gehören zu den soziologischen Längsschnittstudien. Sie werden in diesem Abschnitt lediglich zur Erörterung der empirischen Bewährung der persönlichkeitsorientierten Verlaufsannahmen herangezogen.

<sup>22</sup> Zu einer auch die Probandinnen der Rochester-Studie berücksichtigenden Trajektorienanalyse, siehe Bushway et al. 2003, S. 141 ff.

<sup>23</sup> Auch die latenten Klassenanalysen mit den ersten vier, vom 13. bis zum 16. Lebensjahr reichenden Wellen der Duisburger Panelstudie deuten auf eine solche Befundlage hin. Die (anhand summierter Einzelprävalenzen erhobene) Delinquenzbelastung der Hochbelasteten entwickelte sich – nachdem sie im 14. Lebensjahr deutlich zugenommen hatte – bereits im 16. Lebensjahr wieder auf das Niveau des 13. Lebensjahres zurück, während gleichzeitig eine Gruppe später Starter (erst) im 16. Lebensjahr an deren Niveau heranreichte (Reinecke 2008).

Grund von deterministischen Klassifikationen berichtete, zumindest im Jugendalter recht konstanter Anteil von 5% bis 6% Intensivtätern nicht, wie bislang angenommen, aus denselben Personen, also einer homogenen Gruppe besteht, sondern zu einem nicht unerheblichen Teil auf einem Austausch zwischen beiden Gruppen beruhen kann.

Abbruch statt Persistenz als typisches kriminologisches Lebensverlaufsmuster war vor allem der zentrale Befund der Analyse von Hellfeld-Karrieren die Laub und Sampson mit 475 der ehemals 500 inhaftierten Glücks-Probanden durchführen konnten. Es handelt sich um die erste Studie, die eine Beobachtung der nahezu gesamten registrierungsrelevanten Lebensphase erlaubt, nämlich vom 7. bis zum 70. Lebensjahr (Laub und Sampson 2003, siehe auch Sampson und Laub 2003; 2005, und unten 5.1). Da nur die in ihrer Jugendzeit inhaftierten Probanden analysiert wurden, waren in einer solchen, auf einer (hoch) stratifizierten Stichprobe und auf Hellfeld-daten beruhenden Studie eigentlich am ehesten delinquente Persistenzen zu erwarten gewesen. Obwohl nach Deliktgruppen, kindlichen und familiären Risikogruppen, selbstberichteter Delinquenzbelastung im Kindes- und Jugendalter sowie nach Inhaftierungszeiten differenziert wurde und man schließlich mit einer latenten Klassenanalyse bis zu sechs Trajektorien registrierter Delinquenz herausfand („Classic“ und „Moderate-rate Desister“, „High-“, „Low-“ und „Moderate-rate Chronic“, „Late-onset Offender“), zeigte sich indessen immer dasselbe Verlaufsmuster zwischen Kriminalität und Alter: In allen Untergruppen setzte mit einer gewissen zeitlichen Varianz früher oder später ein

rapider Kriminalitätsrückgang ein. Meistens erfolgte dies ab Mitte Zwanzig, bei den High-Rate Chronics (für die Gesamt- bzw. Gewaltkriminalität 3,2% bzw. 2,4% der Probanden) erst ab Mitte Dreißig (Laub und Sampson 2003, S. 103 ff.; Sampson und Laub 2003, S. 569 ff.). Die Autoren meinen zu Recht, dass es schwierig sei, diese Befunde mit der Idee des „Life-Course-Persisters“ zu versöhnen („in need of overhaul“) und schlagen als Alternative ein Konzept des „Life-Course Desisters“ vor (a.a.O., S. 588; siehe auch 2005, S. 19 ff., 30 f. für leichte Delinquenz).<sup>24</sup>

Vergleicht man die Befunde der latenten Klassenanalysen für Dunkel- und Hellfeld-daten, dann scheinen Erstere ein deutlich größeres Maß an Variabilität der Delinquenztrajektorien hervorzubringen als Letztere, bei denen alle Gruppen mehr oder weniger den für Prävalenzraten typischen glockenförmigen Altersverlauf aufweisen. Die „crisscross patterns“ (Thornberry 2005, S. 165) des Dunkelfeldes kann man einstweilen als Hinweis darauf deuten, dass sich Delinquenzverläufe weniger ontogenetisch, nach demselben Muster entwickeln (so Gottfredson und Hirschi (1990, S. 124 ff.), sondern eher einem von Vielfältigkeit geprägten soziogenetischen Muster folgen (Thornberry 2005, S. 165; Sampson und Laub 2005, S. 14).

### RISIKOFAKTOREN, FRÜHER BEGINN UND BEDINGUNGEN DES ABRUCHS

Auch die vor allem mit der Kontinuitätsannahme einhergehenden Vermutungen, dass persistente Delinquenzverläufe durch früh auftretende personale *Risikofaktoren* bedingt seien und sich am frühen Beginn delinquenter Auffälligkeiten erkennen lie-

<sup>24</sup> Auch in der Tübinger Jungtäter-Vergleichsuntersuchung (Nachuntersuchung) ist die Verurteiltenprävalenz der Insassenpopulation für Eigentums- und Gewaltdelikte von 25% bzw. 14% mit Mitte Zwanzig auf 10% bzw. 5% Anfang Dreißig und schließlich Ende Dreißig auf 2% gesunken. Von 27 Heranwachsenden mit mehr als zwei Gewaltverurteilungen waren zwischen dem 29. und 38. Lebensjahr noch sechs und zwischen dem 34. und 38. Lebensjahr noch zwei Probanden so verurteilt worden (Boers 2008). In Duisburger und Münsteraner Panelanalysen (bislang 13. bis 16. Lebensjahr) nahm der Anteil der deterministisch definierten Intensivtäter (fünf und mehr Gewaltdelikte) ab dem 16. Lebensjahr wieder ab (Boers et al. 2006, S. 74).

ßen, konnten bislang nicht durchgreifend empirisch bestätigt werden. Wie schon in den klassischen multifaktoriellen Studien<sup>25</sup> überwiegen auch in neueren Analysen die sozialen und familiären Faktoren oder stehen den Persönlichkeitsfaktoren zumindest nicht nach (Farrington 1986; 2003, S. 151 ff.; Farrington und Hawkins 1991; Moffitt et al. 2001, S. 101 ff.; Walter und Remschmidt 2004).<sup>26</sup> In einer im Alter von 8, 13, 18 und 25 Jahren mit 321 Probanden in Mannheim durchgeführten Längsschnittstudie zum Verlauf psychischer Störungen im Jugendalter stellte sich zudem und entgegen Moffitts Annahme heraus, dass psychische und familiäre Risikofaktoren des späten Kindesalters einen stärkeren Einfluss auf die fortgesetzte Delinquenz hatten als solche des frühen Kindesalters (und dies, obwohl die Stichprobe hinsichtlich kindheitsspezifischer Symptome stratifiziert worden war; Lay et al. 2001, S. 125 ff., 130).<sup>27</sup>

Etwas deutlicher ausgeprägt erschien der Effekt von Persönlichkeitsfaktoren (vor allem des HIA-Syndroms: Hyperactivity-

Impulsivity-Attention-Deficit) in multivariaten Analysen der Pittsburgh-Studie hinsichtlich „Physical Aggression“ und „Multiple Problem Boys“ (Loeber et al. 1998, S. 192 ff., 243 ff.), nicht jedoch für die Gesamtdelinquenz (S. 114 ff.). Diese Analysen wurden allerdings nur im Kindesalter (alle drei Kohorten: 7, 11 und 14 Jahre) als Querschnittsanalyse des ersten so genannten Follow-Up durchgeführt. Sie konnten also die inhaltlich entscheidende weitere Entwicklung solcher Zusammenhänge, insbesondere mit Blick auf deren Stabilität oder Wandel (bei Letzterem vor allem den Abbruch im Rahmen des sog. Maturing-Out), nicht untersuchen. Das HIA-Syndrom erklärte allerdings auch hier lediglich zwischen 2% und 5% der Varianz dieser multifaktoriellen Modelle, die insgesamt bis zu 23% (Physical Aggression) bzw. 29% (Multiple Problem Boys) aufklären konnten (ebda.);<sup>28</sup> die Analyse der „Multiple Problem Boys“ ist zudem teilweise tautologisch erfolgt, da in die Konstruktion dieser abhängigen Variablen neben anderen Pro-

<sup>25</sup> Das Überwiegen sozialer, vor allem familiärer Faktoren in den klassischen Studien wurde insbesondere in der bekannten Prognosetafel von Glueck und Glueck (1950, S. 261) als auch darin sichtbar, dass in Tübingen das Konzept des „Täters in seinen sozialen Bezügen“ entwickelt wurde (Göppinger 1983).

<sup>26</sup> Die Veröffentlichung aus der Dunedin-Studie von Moffitt et al. 2001 erfolgte ohne multivariate Kontrolle. Eine frühere multivariate Analyse dieser Daten ergab, dass die Häufigkeit von Polizeikontakten im Alter von 15 Jahren mit seit dem vierten Lebensjahr beobachteten erzieherischen und familiären Defiziten stärker zusammenhing als mit vorhergegangenen Verhaltensauffälligkeiten; dies traf ebenso für die Vorhersage von antisozialen, psychopathologische Formen einschließenden Verhaltensweisen zu, die mit zwölf Jahren erhoben wurden. Insgesamt konnten diese Regressionsmodelle nicht mehr als 15% bis 20% der Varianz erklären, der Anteil der psychopathologischen Prädiktoren lag lediglich zwischen 2% und 5% (Henry et al. 1993, S. 109 ff.). In der regionalen Verlaufsstudie von Walter und Remschmidt (2004) mit 256 Probanden aus dem LG-Bezirk Marburg wurden nach dem 14. Lebensjahr ein- bzw. mehrmals polizeilich Registrierte mit einer Kontrollgruppe von Nichtregistrierten verglichen. Die Untersuchungsgruppe wurde aus bereits im Kindesalter polizeilich Registrierten, also nicht anhand einer repräsentativen Stichprobe von Kindern oder Jugendlichen gebildet. Selbst in dieser stärker belasteten Helffeldpopulation spielten in den logistischen Regressionen, bei denen allerdings nicht nach Deliktgruppen unterschieden wurde, soziale und familiäre Faktoren des Kindes- sowie des Jugendalters neben den Persönlichkeitsfaktoren (sie wurden zum größten Teil in einem Index „psychosoziale Risikofaktoren“ zusammengefasst) eine zumindest gleich große Rolle (a.a.O., S. 340 ff.).

<sup>27</sup> Bei dieser zwischen 1977 und 1996 durchgeführten Untersuchung handelt es sich um eine der wenigen deutschen prospektiven Längsschnittstudien. Sie ist allerdings mit einigen methodischen Erhebungs- und Auswertungsproblemen behaftet, so dass die Befunde (wie im Übrigen die der Marburger Untersuchung) vornehmlich von heuristischer Bedeutung sind. Die neben der Helffelduntersuchung (Verurteilungen) durchgeführte Dunkelfelderhebung beruht auf zu langen fünf- bzw. siebenjährigen Referenzperioden (Alter 13-18 bzw. 18-25 Jahre) und enthält kaum eines der üblichen Items zur Gewalt- oder Eigentumsdelinquenz; mit 25 Jahren (t4) wurden zudem vier zusätzliche Delikte erfragt. Damit mag zusammenhängen, dass die Prävalenzraten mit 25 (unerwarteterweise) deutlich höher lagen als mit 18 Jahren (t3; Schmidt et al. 2001, S. 27 ff.). In den Auswertungen blieben die selbstberichteten Bagatelldelikte zwar unberücksichtigt, Eigentums- und Gewaltdelikte konnten jedoch nicht unterschieden werden. Des Weiteren ist nicht plausibel, warum in den multivariaten Analysen die Risikofaktoren des 13.-18. Lebensjahres, die auch zahlreiche soziale und ökonomische Belastungen enthielten, „aufgrund ihrer zeitlichen Nähe zum Vorhersagekriterium“ nicht berücksichtigt wurden, denn proximale Faktoren hatten ansonsten einen stärkeren Effekt (Lay et al. 2001, S. 125 ff., Fn. 2). Kriminologisch wäre bedeutsam, ob diese Faktoren bei ihrer Berücksichtigung einen noch deutlicheren Einfluss gewonnen hätten.

<sup>28</sup> Bei der Gesamtdelinquenz betrug die erklärte Varianz zwischen 11% und 22% (Loeber et al. 1998, S. 115). Loeber und Kollegen berichten als multivariate Koeffizienten ihrer hierarchischen Regressionsanalysen die jeweils erreichte multiple Korrelation („Multiple R“). Um das Maß der jeweiligen erklärten Varianz (Determinationskoeffizient R<sup>2</sup>) zu erhalten, muss man diese quadrieren (Kühnel und Krebs 2001, S. 534).

blemen auch ein ADHD-Score (Attention-Deficit-Hyperactivity-Disorder) eingegangen ist (a.a.O., S. 241 f.). Bemerkenswerterweise entfiel jeweils die Hälfte der erklärten Varianz auf nur eine Variable: Lack of Guilt (a.a.O., S. 115, 193, 245 f.). Deren Validität ist indessen zweifelhaft. Denn entgegen der sonstigen Übung dieser Studie beruht diese Variable nicht auf einem mit zahlreichen Items erhobenen Index, sondern lediglich auf dieser einen, nur von den Eltern oder Lehrern beantworteten Frage (a.a.O., S. 60). Man kann angesichts dessen nicht ausschließen, dass die Befragten den „Mangel an Schuldgefühl“ aus dem ihnen bekannten delinquenten Verhalten geschlossen haben, Ersteres also lediglich eine Näherungsvariable für Letzteres wäre. Zudem interpretieren Loeber et al. „Lack of Guilt“ als (anlagebedingte) Persönlichkeitseigenschaft. Man wird darin indessen eine im Rahmen des Sozialisationsprozesses erworbene normative Einstellung zu erblicken haben.

Dass solche personalen Risikofaktoren für den delinquenten Lebensverlauf weniger relevant sind, zeigte sich auch in der Fortuntersuchung der Gluecks-Probanden durch Sampson und Laub (2003, S. 582 f.; Laub und Sampson 2003, S. 107 ff.). Die bereits zuvor beschriebenen lebenslangen Trajektorien konnten nämlich anhand von kindlichen und jugendlichen Risikofaktoren individueller oder familiärer Art (unter anderem Intelligenz, Egozentrismus, Aggressivität, Erziehungsschwierigkeiten, Kriminalität oder Alkoholabusus der Eltern) nicht signifikant unterschieden (prognostiziert) werden, auch nicht anhand des frühen Beginns delinquenten Verhaltens (Early Onset). Allein bei der Hell- oder Dunkelfeldkriminalität im Jugendalter zeigten sich (geringe) signifikante Unterschiede. Die Autoren folgern hieraus, „that life-course-persistent offenders are difficult, if not impossible, to identify prospectively using a wide variety of childhood and adolescent risk factors“ (a.a.O., S. 110). Freilich kann,

da hier lediglich eine ursprüngliche Insassenstichprobe untersucht wurde, keine allzu große Varianz in den Risikofaktoren erwartet werden. Gleichwohl hätten sich, den persönlichkeitsorientierten Annahmen folgend, zwischen den Extremtrajektorien der Chronics (zusammen n=103) und den frühen Desisters (n=102) signifikante Unterschiede zeigen sollen.

Auch mit Blick auf den *frühen Beginn* delinquenten Verhaltens (Early Onset) stehen Sampson und Laub mit ihren Beobachtungen nicht alleine da. Dieser Faktor galt bislang als „one of the best predictors (or even the best predictor [...]) of the future course of the criminal career“ (Farrington et al. 1990, S. 283). Er hat sich indessen auch in einigen anderen Studien als weniger aussagekräftig erwiesen, wobei man den Eindruck gewinnen kann, dass der frühe Beginn vor allem bei den (der Praxis in aller Regel allein zur Verfügung stehenden) Hellfelddaten prognostisch unbedeutender zu sein scheint. So konnten Paternoster et al. (1997, S. 256) in einer methodisch elaborierten Analyse mit 838 Entlassenen aus einer „Youth Services Training School“ keinen Effekt des Early Onset beobachten. In neuerer Zeit haben insbesondere Krohn et al. (2001, S. 81 ff.) mit den Daten der Studien aus Pittsburgh, Rochester und Montreal vierzig nach späteren Prävalenz- und Inzidenzraten, Deliktsart, Hell- und Dunkelfeldkriminalität differenzierte Verlaufsmuster untersucht, von denen jedoch nur 13 im Hinblick auf den Early Onset die erwartete statistisch signifikante Beziehung aufwiesen – die meisten in der Dunkelfeldbefragung Rochesters, die wenigsten wiederum in der Vorbestraftenbefragung Montreals, allerdings ebenso wenig in der Dunkelfelderhebung Pittsburghs. Auch in der Seattle Panelstudie zeigte sich der erwartete Effekt des Early Onset nur in den Hellfeld-, nicht jedoch in den Dunkelfelddaten (Farrington et al. 2003, S. 948 f.). Schließlich kann Thornberry (2005, S. 165) auf Grund der latenten Klassifikationsana-



lysen der Rochesterstudie lediglich „the modesty of the correlation between age of onset and persistence“ feststellen.

Die bisherigen Befunde der persönlichkeitsorientierten Längsschnittforschung zu delinquenten Entwicklungspfaden sowie die festgestellten Anteile erklärter Varianzen der personalen Risikofaktoren sind vor allem unter heuristischen Gesichtspunkten bedeutsam. Sie geben Anlass, multivariat signifikante Faktoren sowie die Frage nach Verlaufstrajektorien weiteren Analysen zu unterziehen. Sie können indessen noch keine verlässliche empirische Grundlage für Programme der individuellen, zumal klinisch-psychologischen oder psychiatrischen Intervention im Kindes- und frühen Jugendalter liefern, wie sie allerdings in den letzten Jahren verstärkt vorgeschlagen wurden (siehe vor allem die Beiträge in Loeber und Farrington 1998 und 2001; kritisch insoweit auch Sampson und Laub 2003, S. 559 m.w.N.).

Die bleibende Ungewissheit sowie auch die Komplexität der Frage, was wie früh eine persistente Delinquenzentwicklung beeinflusst, hat sicherlich mit dazu beigetragen, dass sich die Forschung in den letzten Jahren verstärkt auch dem Abbruch persistenter Delinquenzverläufe gewidmet hat. Der Abbruch wurde bis Mitte der neunziger Jahre kaum untersucht; zum einen weil die Forschung auf die Ursachen des Beginns und der Fortdauer von kriminellen Karrieren konzentriert war, zum anderen, weil bis dahin kaum Längsschnittdaten für die dritte und vierte Lebensdekade vorlagen. Ausgelöst durch soziologisch orientierte Längsschnittanalysen ist die theoretische und empirische Erforschung des Abbruchs in jüngerer Zeit jedoch sehr in Bewegung geraten. Nach neuerem Verständnis wird der Abbruch als Prozess einer allmählichen Verringerung delinquenten Verhaltens begriffen, der – in je nach Standpunkt unterschiedlicher Gewichtung – sowohl von strukturellen Änderungen der sozialen Ein-

bindung (durch stabile neue Partnerbeziehungen oder Arbeitsverhältnisse) als auch durch eine bewusste Reformulierung des persönlichen Selbstkonzeptes (Human Agency) ausgelöst und getragen werden soll (Weitekamp, Kerner et al. 2000; Laub und Sampson 2001; Maruna und Farrall 2004; Mulvey et al. 2004; Bottoms 2006 m.w.N.).

## FORMELLE KONTROLLINTERVENTIONEN

Schließlich sind in neuerer Zeit einige (so zu nennende) soziologisch-konstruktivistische Analysen des Delinquenzverlaufs durchgeführt worden. Diese Studien zeichnen sich dadurch aus, dass sie, durchaus im Sinne des Labeling Approach, auch die Auswirkungen formeller sozialer Kontrollinterventionen auf den weiteren Delinquenzverlauf und damit die Unterscheidung zwischen Kriminalität und Kriminalisierung konzeptionell berücksichtigen.

Die in ihrer ersten *Reanalyse der Glücks-Daten* beobachteten negativen Effekte formeller Sanktionierungen auf die Herausbildung sozialer Bindungen im Erwachsenenalter haben Sampson und Laub (1997) etwas später im Rahmen von Überlegungen über sich im Lebensverlauf anhäufende Benachteiligungen (Life Course Theory of Cumulative Disadvantage) vertiefend reflektiert. „Cumulative Disadvantage“ wird nun zum zentralen Aspekt ihrer Theorie des delinquenten Lebensverlaufs und bezeichnet die Akkumulation von Misserfolgen und Belastungen hinsichtlich der Social Bonds Familie, Schule und Peers „most explicitly by the negative structural consequences of criminal offending and official sanctions for life chances. The theory specifically suggests a ‚snowball‘ effect – that adolescent delinquency and its negative consequences (e.g., arrest, official labeling, incarceration) increasingly mortgage one’s future, especially later life chances molded by schooling and employment“ (a.a.O., S. 147, Hervorhebung durch Verf.). Bei Cumulative Disadvantage geht es um

dreierlei: (1) um die Berücksichtigung der negativen Folgen des sowohl (primären) delinquenten Verhaltens (mit den Zurückweisungsreaktionen des sozialen Umfeldes)<sup>29</sup> als auch der Sanktionierung (Einschränkung konformer Lebensbewältigungschancen mit der Folge sekundärer Delinquenz, strukturelles Labeling); (2) um die im Lebensverlauf erfolgende Aufrechterhaltung und Verstärkung der Kriminalität durch die Kriminalität selbst (Selbstverstärkung) und damit (3) um die Betonung, dass die Stabilität (Kontinuität) krimineller Verläufe weniger – wie es die persönlichkeitsorientierte Längsschnittforschung sowie Gottfredson und Hirschi annehmen – auf einer persönlichen Anlage oder Neigung beruhe, sondern in informellen wie vor allem formellen sozialen Interaktionen herausgebildet werde, aber auch vermieden und geändert werden könne (soziale Reaktion): „Indeed, the stability of behavior may reflect more the stability of social response than the time-invariance of an individual trait“ (a.a.O., S. 154 f., Hervorhebung im Original).

Nachdem der Labeling Ansatz insbesondere in den achtziger Jahren als wenig ertragreich galt und insbesondere in der kriminologischen Längsschnittforschung kaum Beachtung fand (im Überblick: Paternoster und Iovanni 1989),<sup>30</sup> stehen Sampson und Laub mit dieser Perspektivenerweiterung nicht allein da. Auch Loeber und Le Blanc (1990, S. 421) betrachteten bereits Anfang der neunziger Jahre den Labeling Approach als einzige der klassischen Kriminalitätstheorien, die man als „developmental in nature“ bezeichnen kann. Vor allem die differenzierte Bewertung des theoretischen und empirischen Gehalts des Labeling Approach durch Paternoster (einem der methodisch versiertesten Längsschnittforscher) und Iovanni dürfte zu einer stärkeren

Rezeption in der kriminologischen Längsschnittforschung beigetragen haben.

Paternoster und Iovanni führten Ende der achtziger Jahre die mangelnde Akzeptanz des Labeling Approach zum einen auf dessen simplifizierende Rezeption im Sinne eines Definitionsdeterminismus (allein schon das formelle Label löse eine kriminelle Karriere aus) zurück. Indessen würde ein erfolgreicher Labelingprozess – auch nach den Vorstellungen der Begründer des Labeling-Ansatzes, insbesondere, wenn man Lemerts (1967) Prozessmodell der sekundären Devianz folge – weit differenzierter erfolgen (Paternoster und Iovanni 1989, S. 359 ff., 386; „contingent nature“, S. 378). Ob und wie sich eine Etikettierung zu einer delinquenten persönlichen Identität im Sinne einer Self-Fulfilling Prophecy verdichte, hänge demnach von zahlreichen weiteren Vermittlungs- und Interaktionsprozessen, also vornehmlich indirekten Zusammenhängen ab, die man als strukturelles Labeling bezeichnen kann: Vor allem die Öffentlichkeit des Labels, die ablehnende oder unterstützende Reaktion der sozialen Umgebung sowie die Beschränkung von Gelegenheiten zur konformen Lebensbewältigung sollen danach eine Rolle spielen (a.a.O., S. 375 ff.).

Zum anderen habe die bestenfalls inkonsistente empirische Befundlage die Akzeptanz des Labeling Approach verringert. Nach Paternoster und Iovanni beziehen sich die empirischen Studien vor allem auf die beiden Kernthesen des Labeling Approach: neben der soeben erwähnten sekundären Devianz infolge strukturellen Labelings auf die sozial ungleiche Verteilung des Kontrollrisikos („status characteristic“ oder „structural location“ bei Sampson und Laub 1997, S. 152). Die meisten dieser Untersuchungen werden jedoch als

<sup>29</sup> Ausdrücklich in Anlehnung an Thornberrys interaktionale Theorie (a.a.O., S. 146).

<sup>30</sup> Eine Ausnahme bildete in den siebziger Jahren bemerkenswerterweise Farrington (1977). Auch in seinen neuesten Theorieentwurf schließt er Labeling-Elemente ein (Farrington 2003a, S. 231 f.).



methodisch unzureichend angesehen, da sie entweder allein auf Kontrollstichproben von zudem häufig Verurteilten und Rückfälligen beruhten, die einen Vergleich mit Nicht- oder Früh-Etikettierten nicht erlauben, oder auf Querschnittsdaten oder zeitlich zu kurzen Längsschnittstudien beruhen, mit denen der indirekte und komplexe strukturelle Vermittlungsprozess zur sekundären Devianz nicht untersucht werden könne (Paternoster und Iovanni 1989, S. 369 ff., 383 ff.; Sampson und Laub 1997, S. 139 f.).

In der Tat beruhen bislang die meisten Studien, die feststellen, dass formelle (zumal stationäre) Sanktionierungen entgegen den spezial- oder generalpräventiven Erwartungen nicht kriminalitätsmindernd, sondern kriminalitätsverstärkend wirken, auf reinen Hellfelddatenanalysen justizieller Entscheidungen. Sie sind deshalb dem nicht (ganz) von der Hand zu weisenden methodischen Einwand ausgesetzt, dass in solchen Daten soziale oder personale Defizite oder nicht abgeurteilte delinquente Verhaltensweisen nicht vorhanden sind. Diese könnten aber die richterliche Legalprognose durchaus beeinflusst haben.<sup>31</sup> Für moderne kriminologische Längsschnittdatensätze trifft dieser Einwand indessen grundsätzlich nicht zu. Denn darin sind sowohl die Entwicklung der Hellfeld- als auch der Dunkelfeldkriminalität sowie deren soziale oder personale Entstehungsbedingungen enthalten.

In neuerer Zeit wurden zwei Untersuchungen veröffentlicht, in denen sich Annahmen über die Effekte formeller Etikettierung in methodisch zuverlässiger Weise bewährt

haben. So konnten Bernburg und Krohn (2003, S. 1299 ff.) in multivariaten Analysen mit den Paneldaten der Rochester-Studie zunächst strukturelle Labelingeffekte feststellen: Zum einen hatten während des Jugendalters (13,5 bis 16,5 Jahre, Welle 1 bis 7) erfolgte polizeiliche wie justizielle Kontrollinterventionen einen signifikanten, allerdings nur eher schwachen Einfluss auf den Schulerfolg und die Schulpräsenz im 17. Lebensjahr sowie auf den Berufserfolg (Arbeitslosigkeit)<sup>32</sup> im 19. bis 22. Lebensjahr und hierüber auf die Täterinzidenzen der selbstberichteten Delinquenz;<sup>33</sup> zum anderen ergaben die Interaktionseffekte, dass die Auswirkungen von Kontrollinterventionen auf die Erwachsenenkriminalität unter ärmeren Probanden und vor allem African-Americans<sup>34</sup> größer waren. Des Weiteren bestanden im Sinne des Definitionsaspektes direkte Effekte der polizeilichen und justiziellen Intervention für die Inzidenzen der selbstberichteten schweren Delinquenz und des Drogenhandels. Schließlich sind diese Befunde auch deshalb von Bedeutung, weil in allen Analysen der Einfluss der selbstberichteten Delinquenz im Jugendalter berücksichtigt wurde, das (netto) festgestellte erhöhte Kontrollrisiko also (zumindest insoweit) nicht auf einer höheren Delinquenzneigung beruhte.

Auch Prein und Schumann (2003) stellten in ihrer im Rahmen des Sonderforschungsbereichs 186 durchgeführten quantitativen und qualitativen *Bremer Panelstudie* zur kriminologischen Relevanz des Übergangs von der Schule ins Berufsleben vor allem direkte Sanktionierungseffekte für die weitere Berufs- sowie Delinquenzentwicklung

<sup>31</sup> Auch die von Laub und Sampson verwendeten und weiter erhobenen Gluecks-Daten weisen insofern methodische Begrenzungen auf, als sie hinsichtlich der Delinquenzvariablen auf Hellfelddaten beruhen, allerdings über zahlreiche soziale und personale Variablen verfügen. Umso mehr ist an ihren Verlaufsanalysen bemerkenswert, dass selbst bei Hellfelddaten schon recht früh der Trend zum Abbruch das Bild prägt.

<sup>32</sup> Die Regressionskoeffizienten für die Arbeitslosigkeit waren allesamt schwach, die formelle Kontrollintervention gehörte ( $b = .10$  bis  $b = .15$ ) zu den stärksten Prädiktoren (a.a.O., S. 1303).

<sup>33</sup> Selbstberichtete schwere Delinquenz (19. bis 20. Lebensjahr) sowie Drogenhandel und Gesamtkriminalität im 21. und 22. Lebensjahr.

<sup>34</sup> Bei African-Americans waren diese Interaktionseffekte am deutlichsten ausgeprägt, statistisch signifikant allerdings nur mit justiziellen Interventionen.

fest. Ihre Analysemodelle folgten den theoretischen Überlegungen von Paternoster und Iovanni sowie Sampson und Laubs Theory of Cumulative Disadvantage. Die Studie war 1989 im quantitativen Panel mit 732 Abgängern aus (vorwiegend) 9. und 10. Haupt- und Sonderschulklassen (Alter: 16 bis 17 Jahre) begonnen worden und wurde bis zum Jahre 2000 in fünf Erhebungswellen in zwei- bis dreijährigem Abstand mit schließlich n=333 Probanden der quantitativen und n=52 Probanden der qualitativen Studie<sup>35</sup> (im Alter von bis zu 27 Jahren) abgeschlossen (Böttger et al. 2003). Sie erlaubt mithin zwar keine Kontrolle von Belastungen des gesamten Jugendalters, aber dafür eine Analyse des Lebensverlaufs einer kriminologisch überdurchschnittlich belasteten Population über die Mitte der dritten Lebensdekade hinaus. Als formelle Kontrollinterventionen waren nur solche der Justiz aus dem Erziehungs- und Bundeszentralregister erhoben worden: Verurteilungen sowie Einstellungen durch den Jugendstaatsanwalt (§ 45 JGG) oder den Jugendrichter (§ 47 JGG).<sup>36</sup>

Zunächst wirkten sich in den multivariaten Analysen – ähnlich wie bei Sampson und Laub oder Bernburg und Krohn – vorhergehende richterliche Sanktionierungen (Verurteilung oder in Verbindung mit einer Einstellung) negativ auf die weitere Entwicklung beruflicher Bindungen aus (Ausbildungsabbruch, unqualifizierte Arbeit, Arbeitslosigkeit), allerdings neben der selbstberichteten Gewaltdelinquenz, so dass unabhängig voneinander sowohl das delinquente Potential als auch die Sanktio-

nierung einen solchen Effekt hatten (Prein und Schumann 2003, S. 202).

In den weiteren Analysen zeigten sich indessen keine durchgehenden Zusammenhänge zwischen der (erfolglosen) Berufsentwicklung und der späteren selbstberichteten Delinquenz; allenfalls bei Eigentums- sowie auch Drogendelinquenz wurden negative Auswirkungen sichtbar. Im Unterschied zu den Befunden von Sampson und Laub (1993), aber auch von Bernburg und Krohn, waren also die *indirekten* Sanktionierungseffekte weniger deutlich ausgeprägt; allerdings waren schulische oder familiäre Bindungen nicht untersucht worden. Hingegen waren in Bremen die *direkten* Effekte von größerer Bedeutung als in den amerikanischen Untersuchungen. Neben der Cliquenzugehörigkeit sowie der (vorherigen) selbstberichteten Delinquenz bewahrten die richterlichen Sanktionierungen nach multivariater Kontrolle den stärksten unabhängigen Einfluss auf die spätere Zunahme der Eigentums-, Drogen- und vor allem Gewaltdelinquenz.<sup>37</sup> Bemerkenswert ist, dass die (offensichtlich) nicht von formellen Sanktionen begleiteten staatsanwaltlichen Einstellungen nach § 45 JGG, also die Diversion im engeren Sinne, keinen signifikanten Einfluss auf die weitere selbstberichtete Delinquenz hatten (a.a.O., S. 203 ff.) und damit die in Deutschland vorherrschende Auffassung unterstützt wird, dass sich (informelle) Divisionsentscheidungen zumindest nicht negativer auf einen delinquenten Karriereverlauf auswirken als formelle Sanktionierungen (Heinz 1998; 1999, mit Blick auf den Rückfall auch 2004,

<sup>35</sup> Der gegenüber der ersten Welle große Ausfall beruht vor allem auf der Verweigerung von Identifikationsmerkmalen zur weiteren Befragungsteilnahme nach der ersten Befragung (Böttger et al. 2003, S. 38 f.).

<sup>36</sup> Demnach sind allerdings die Einstellungen mit formellen Sanktionen, die durch den Jugendstaatsanwalt beim Jugendrichter angeregt (§ 45 III JGG) oder vom Jugendrichter (§ 47 I Nr. 3 JGG) direkt angeordnet werden können (formell intervenierende Diversion) nicht gesondert erhoben worden. Die mit Blick auf § 47-Erhebungen gewählte Formulierung „Verfahrenseinstellungen mit weiteren Maßnahmen“ (a.a.O., S. 207) weist jedoch darauf hin, dass hierunter (vornehmlich) Einstellungen mit formellen Sanktionierungen erfasst worden sind.

<sup>37</sup> Da nur unstandardisierte Regressionskoeffizienten berichtet wurden (Prein und Schumann 2003, S. 204 f.), bezieht sich dieser Vergleich auf das höhere ( $p < .01$ ) Signifikanzniveau der drei Variablen(bereiche) Sanktionierung, Cliquenzzugehörigkeit sowie vorherige selbstberichtete Delinquenz. Auch in den Analysen der Denver-Studie fanden Huizinga et al. (2003, S. 81), dass polizeiliche Vernehmungen (Arrest) kaum abschreckend, sondern vornehmlich verstärkend auf weiteres delinquentes Verhalten wirkten. Drei Viertel der Probanden, die erstmals polizeilich vernommen worden waren, unterschieden sich nicht oder berichteten nachfolgend mehr delinquentes Verhalten als eine ansonsten gleich strukturierte Kontrollgruppe.

S. 43 ff.; Brunner und Dölling 2002, § 45, Rn. 4 ff.; Ostendorf 2007, Grdl. z. §§ 45 u. 47, Rn. 4 ff. m.w.N.). Angesichts dieser Befunde deutet sich allmählich ein differenzierteres Zusammenhangsbild an. In Rochester und Bremen sowie – mit Einschränkungen hinsichtlich der direkten Effekte – in der Reanalyse der Glücks-Daten zeigte sich, dass neben sich wechselseitig verstärkenden sozialstrukturell begründeten Nachteilen (schulischer und beruflicher Misserfolg, Cliquenzugehörigkeit) einerseits und der Fortsetzung vorhergehender Delinquenz andererseits, formelle Sanktionen die weitere Delinquenzentwicklung eigenständig und bedeutsam verstärken können.

Freilich sind damit die zuletzt von Paternoster und Iovanni modellierten komplexen Zusammenhänge zwischen Primärverhalten, Labelingprozessen und Sekundärverhalten vor dem Hintergrund einer in sozialen Interaktionen reproduzierten Sozialstruktur nur erst in Ansätzen empirisch analysiert worden. Es fehlen beispielsweise Untersuchungen darüber, wie öffentliche formelle Etikettierungen sozial vermittelt werden, also wie sie in signifikanten Bezugsgruppen (Familie, Freunde, Schulklasse) je nach deren sozialer und/oder ökonomischer Kompetenz moderiert, das heißt im Hinblick auf die Vermeidung einer kriminellen Entwicklung abgeschwächt oder verstärkt werden können. Darüber hinaus ist nicht bekannt, welche Bedeutung der subjektiven Bewertung eines Labels durch den Adressaten zukommt. So nimmt Sherman (1993, S. 463) an, dass erst Sanktionierungen, die als *ungerecht empfunden* werden, delinquenzfördernde (sekundäre Devianz) Abwehr- oder Trotzreaktionen (Defiance) hervorrufen (ebenso Prein und Schumann 2003, S. 185, 215 f.).

Neben solchen sozialpsychologischen Prozessen bleiben Effekte systemischer Eigendynamik freilich bestehen. Indem sich formelle Kontrollsysteme wiederholt auf ihre

(im institutionalisierten Ermittlungs- und Sanktionierungsgedächtnis archivierten) vorherigen Entscheidungen beziehen, erhöht sich das Entdeckungs- und Sanktionierungsrisiko unabhängig von anderen persönlichen oder sozialen Faktoren. Hermann und Kerner (1988; siehe auch Kerner und Janssen 1996) kommen auf Grund von Analysen über den *Verlauf der Rückfälligkeit* von 500 Gefangenen, die 1960 aus zwei nordrhein-westfälischen Jugendstrafanstalten entlassen worden waren, zum Ergebnis, dass die Eigendynamik der Verurteilungen (also die „Justizkarriere“) für die Rückfallhäufigkeit wesentlich bedeutsamer ist als Sozialisations- oder Persönlichkeitsdefizite. Auch in einer an systemtheoretischen Überlegungen (zum Beispiel zur Selbstreferenz, Luhmann 1984, S. 57 ff.; siehe Boers 1997, S. 567 ff.) orientierten explorativen Analyse der Erst- und Nachuntersuchungsdaten der *Tübinger Jungtäter-Vergleichsuntersuchung* konnte zum einen – bei einer generellen Abbruchstendenz gegen Ende der dritten Lebensdekade – eine Eigendynamik des Verurteilungs- und vor allem Inhaftierungsverlaufs beobachtet werden; zum anderen hatten familiäre und soziale Defizite kaum einen Einfluss auf folgende Verurteilungen (Boers 2008).

Schließlich zeigen (vornehmlich in Deutschland) durchgeführte Studien des Sanktionierungsverlaufs, dass die Entwicklung der Sanktionshärte einen deutlichen Trend zur *Sanktionseskalation* aufweist. Diese verläuft zwar nicht kontinuierlich und scheint zu Beginn eher auf der Schwere und Anzahl der aktuellen Delikte zu beruhen, ist letztlich aber – wie insbesondere die Analysen der Freiburger Kohortenstudie mit den Daten des Bundeszentralregisters ergaben – von einer durch die Vorstrafenbelastung bedingten und von der der Deliktschwere unabhängigen „Eigendynamik im Sanktionshärteverlauf“ geprägt (Höfer 2003, S. 131 ff., 135, 143; Heinz 1990, S. 38 ff.; Hering 1993, S. 269 ff; teilw. and.

Gerken und Berlitz 1988, S. 21 ff.). Konnte eine Eskalation der Deliktsschwere, also im individuellen Verhalten, bislang kaum festgestellt werden (siehe oben 2., a.E.), so scheint eine Sanktionseskalation, also in den institutionellen Entscheidungen, besser belegt zu sein. Dass dabei die mittlere Sanktionshärte im Jugendstrafverfahren im Vergleich mit dem allgemeinen Strafverfahren sowohl höher lag als auch schneller stieg (Höfer 2003, S. 143 f.), bestätigt zudem die bekannte Beobachtung, dass Jugendliche bei vergleichbaren Fällen der leichten und mittleren Kriminalität härter als Erwachsene sanktioniert werden (Heinz 1990, S. 41 ff.; Albrecht 2000, S. 74 f. m.w.N.).<sup>38</sup>

## ZUSAMMENFASSUNG UND AUSBLICK

Die Analysen sowie die kriminalpräventive und kriminalpolitische Diskussion zur Kontinuität und zum Abbruch von Delinquenzverläufen beziehen sich im Kern auf persistente Intensivtäter. Denn die konzeptionelle Frage der Kontinuität oder des Abbruchs delinquenter Verläufe wird nur bei über einen längeren Zeitraum erfolgreicher wiederholter Delinquenz bedeutsam.

Das Phänomen der Intensivtäter ist Teil der Trias zur grundlegenden Beschreibung der Verbreitung und Entwicklung der (Jugend-) Kriminalität und kann nur in deren Kontext verstanden werden: Ubiquität, Spontanbewährung und Intensität. Die bekanntlich jugendtypisch weite Verbreitung von ein- bis zweimaliger Dunkelfelddelinquenz (*Ubiquität*) zeigt sich zum Beispiel in den Befunden der seit 2002 ab dem 13. Lebensjahr laufenden Duisburger Panelstudie darin, dass bis zum 17. Lebensjahr knapp drei Viertel der Jungen und die Hälfte der Mädchen die Begehung zumindest eines Delikts berichtet hatten (ohne Internetdelikte, Drogenkonsum oder Schwarzfahren).

Ebenso jugendtypisch ist die Episodenhaftigkeit der Jugenddelinquenz: Noch im Jugendalter begehen die allermeisten keine weiteren Delikte mehr. Diese *Spontanbewährung* erfolgt im Rahmen einer erfolgreich verlaufenden (Norm-) Sozialisation und in aller Regel ohne formelle Kontrollintervention. Dunkelfelduntersuchungen deuten darauf hin, dass der Zeitpunkt der größten Verbreitung sowie das Einsetzen der Spontanbewährung recht früh, nämlich schon zu Beginn des Jugendalters liegen – deutlich früher als dies in Hellfelddaten zu beobachten ist. Die Phase der Delinquenzbelastung der allermeisten Jugendlichen ist zudem recht kurz. Solche Befunde unterstützen die Notwendigkeit einer weitreichenden Diversion im Jugendstrafverfahren.

Sind die Ubiquität und Spontanbewährung der Jugenddelinquenz seit langem allgemein konsentiert, so ergeben sich bei der *Intensität* klassifikatorische und definitorische Probleme. Umstritten sind insbesondere Annahmen über den Altersverlauf von Intensivtätern. Eine hinsichtlich aller Arten von Daten (Hell- oder Dunkelfeld) oder Delikten, Tätergruppen (zum Beispiel Jungen oder Mädchen) oder im Hinblick auf den Zeitraum der Deliktsbegehung einheitliche Klassifikation ist nicht möglich. Traditionell erfolgte die Klassifikation deterministisch anhand einer Mindestzahl von in einem bestimmten Zeitraum begangenen Delikten. Neuerdings setzen sich statistische Verfahren der latenten Klassenanalyse mit im Ergebnis unterschiedlichen Verlaufspfaden (Trajektorien) der Delinquenz durch (probabilistische Klassifikation). Vor dem Hintergrund solcher Klassifikationen kann die Definition eines Intensivtäters nur normativ erfolgen. In Anlehnung an langjährige empirische Beobachtungen könnte man demnach bei jener Tätergruppe von

<sup>38</sup> Vor dem Hintergrund solcher Befundlagen folgt die in Münster und Duisburg laufende Panelstudie Jugendkriminalität in der modernen Stadt einem strukturdynamischen Analysemodell, das die Wechselwirkungen formeller Kontrollinterventionen mit der Delinquenzentwicklung und der strukturellen Einbindung in soziale Milieus in den Mittelpunkt stellt; die Daten der polizeilichen Registrierungen und Verurteilungen werden zur Zeit erhoben (Boers et al. 2002; Boers und Pöge 2003; Boers et al. 2006; Boers und Reinecke 2007; An. Pöge 2007; 2007a).



Intensivtätern sprechen, die zumindest die Hälfte aller Delikte und drei Viertel der Gewaltdelikte in einem begrenzten Zeitraum begangen hat (nach einer deterministischen Klassifikation war dies in der Duisburger Dunkelfeldstudie bei fünf und mehr in einem Jahr begangenen Gewaltdelikten der Fall). Es handelte sich bislang international immer nur um eine kleine, gleichwohl um die problematische Gruppe jugendlicher Delinquenten: in der Regel 5% bis 7% einer jugendlichen Altersgruppe. Problematisch ist diese Gruppe vor allem dann, wenn die Intensivtäterschaft von einiger Dauer ist. Ab wann man - unter Berücksichtigung von nicht unüblichen, das Definitionsproblem aber verschärfenden Unterbrechungszeiten - mit einiger Plausibilität von einer persistenten Intensivtäterschaft sprechen kann, ist letztlich ebenfalls nur normativ, auf der Grundlage [weiterer] empirischer Verlaufsbefunde, zu entscheiden.

Die kriminologische Verlaufsforschung war vor allem in den vergangenen zwanzig Jahren von einem auch für die Prävention und die Kriminalpolitik bedeutsamen Disput über den Delinquenzverlauf von Intensivtä-

tern geprägt. Auf der einen Seite bestimmte in den achtziger und neunziger Jahren die Auffassung die Diskussion, dass persistente Intensivtäter - anders als die allermeisten, nur episodenhaft auffälligen Jugendlichen - vornehmlich auf Grund von (stabilen) dissozialen Persönlichkeitsdefiziten bis weit ins Erwachsenenalter oder womöglich ihr ganzes Leben delinquirieren würden (Kontinuitätsannahme). Dabei wurde insbesondere der frühe Beginn delinquenten Verhaltens als einer der besten Indikatoren für eine solche Entwicklung angesehen. Kriminalpräventiv wären demnach sozialpädagogische oder therapeutische Interventionen vornehmlich im Kindes- und Jugendalter Erfolg versprechend; in späteren Jahren würden indessen immer stärker sichernde Maßnahmen an Bedeutung gewinnen, um die Gesellschaft vor der (Gewalt-) Kriminalität persistenter Intensivtäter bewahren zu können.

Auf der anderen Seite gewann in jüngeren Jahren zunehmend die Ansicht Raum, dass der allergrößte Teil persistenter Intensivtäter bereits in der dritten Lebensdekade die delinquente Entwicklung abbreche oder abbrechen beginne (Abbruchsannahme).

Folglich wären zur Unterstützung oder Initiierung eines solchen generellen Abbruchstrends sozialpädagogische oder therapeutische Präventionsprogramme gerade auch noch in späteren Jahren sinnvoll.

Die neuere empirische Befundlage der internationalen kriminologischen Verlaufsforschung spricht auch bei persistenten Intensivtätern für einen (generellen) Trend zum Abbruch des Delinquenzverlaufs. Denn es ist nicht nur der Anteil der Intensivtäter bereits ab der Mitte des Jugendalters rückläufig. Vor allem scheint deren jährliche Deliktsrate spätestens ab der dritten Lebensdekade stark zurückzugehen, so dass die Täterinzidenzraten auch für solche hoch belasteten Täter einen glockenförmigen Alterskriminalitätsverlauf aufweisen.

In konzeptioneller Hinsicht spricht demnach einiges dafür, vorrangig nicht von einer lang andauernden Persistenz, sondern von einem generellen Abbruchprozess auszugehen. Sollten sich diese Grundbefunde in weiteren Studien bewähren, dann würde dies einen Paradigmawechsel in der kriminologischen Verlaufsforschung markieren. Neuere Analysen geben zudem Anlass, die Bedeutung des frühen Beginns als Prädiktor eines persistenten Delinquenzverlaufs zu relativieren. Denn danach wies ein (deutlich) überwiegender Teil der in frühen Jahren stark Belasteten keinen lang andauernden Verlauf auf. Des Weiteren zeigte sich in den klassischen wie in den neueren Längsschnittstudien, dass soziale Defizite für den weiteren Delinquenzverlauf bedeutsamer sind als personale Risikofaktoren.

Das Umdenken in der kriminologischen Verlaufsforschung kommt auch in der vor dem Hintergrund dieser Befunde neu entstandenen systematischen Erforschung des Abbruchs zum Ausdruck. Damit geht es wissenschaftlich nicht mehr allein um die

komplizierten sozialen und personalen und unter anderem deshalb nur schwer zu ändernden Entstehungsbedingungen, sondern auch um die möglicherweise einfachere Unterstützung eines im Delinquenzverlauf generell angelegten Prozesses zum Abbruch. Eine erfolgreiche Unterstützung des Abbruchs ist möglicherweise deshalb „einfacher“, weil es hier darum geht, eine in dieser Phase des menschlichen Lebensverlaufs vorhandene inhärente Dynamik zum Abbruch zu *verstärken*, während man bei der frühen Intervention versuchen muss, die in dieser frühen Lebensphase bedeutsame (und wahrscheinlich in einem ähnlichen Ausmaß eigendynamische) Entwicklung zur Delinquenz *umzukehren*. Die bisherigen Befunde deuten darauf hin, dass einerseits die strukturelle Neugestaltung sozialer Bindungen (vor allem feste Arbeitsbeziehungen und stabile Partnerschaft) und andererseits wohl auch die bewusste Herausbildung eines Selbstkonzeptes zur konformen Lebensgestaltung den Abbruchprozess am ehesten fördern – und zwar unabhängig von den Risikofaktoren und Belastungen des Kindes- und Jugendalters (Letzteres ist indessen selbstverständlich, denn ansonsten würde sich ja die Kontinuitätsannahme bestätigen, wäre also ein recht zeitiger Ausstieg aus der delinquenten Persistenz unwahrscheinlich).

Dass im gesamten Prozess des Delinquenzverlaufs formelle, vor allem stationäre Sanktionierungen – zumindest für eine gewisse, gleichwohl bedeutsame Zeit und entgegen der spezial- oder generalpräventiven Erwartung – eher einen Rückfall als einen Abbruch fördern, ist keine neue Beobachtung. Sie beruhte bislang aber ausschließlich auf reinen Hellfelddatenanalysen, die den Einfluss sozialer oder personaler Risikofaktoren oder der nicht in die Verurteiltenstatistik gelangten Delinquenz nicht berücksichtigen können. Mit modernen kriminologischen Längsschnittdaten ist dies allerdings möglich. Dabei



ergaben erste Analysen, dass – durchaus im Einklang mit den zentralen Verlaufsanahmen des Labeling Approach - Verurteilungen sowohl indirekt (zum Beispiel über eine Verschlechterung des schulischen oder beruflichen Erfolgs) als auch direkt die Wahrscheinlichkeit weiterer Delinquenz verstärken, und zwar bei gleicher vorheriger Belastung im Bereich der Dunkelfeld-delinquenz (delinquentes Potential) wie im Bereich sozialer Faktoren. Wegen dieser Kontrolle vorhergehender Belastungen sind solche Analysen methodisch deutlich verlässlicher als reine Hellfeldanalysen und deshalb unbedingt weiterzuführen.

Man darf solche Befunde allerdings nicht simplifizierend verstehen, etwa in dem Sinne, dass jede formelle Etikettierung schon per se und direkt zu einer persistenten Entwicklung führe. Denn hier dürften Interaktions- und Vermittlungsprozesse zwischen Richtern, Staatsanwälten und Verurteilten sowie natürlich die Qualität des Urteils eine wichtige Rolle spielen. So ist gut vorstellbar, dass sich der Grad der Fairness der Verfahrensführung sowie die Angemessenheit des Urteils auf die weitere positive oder negative Bewertung und Verarbeitung des Geschehens durch den Verurteilten wie im Übrigen durch seine Familie und Freunde auswirken. Ein Strafverfahren kann mit anderen Worten durchaus einen Einfluss darauf haben, ob verhaltensregulierende Weichen so gut wie möglich gestellt und die weiteren Entwicklungen sozialpädagogisch Erfolg versprechend begleitet werden können – oder, ob aus einem Urteil ein „Label“ wird. Dies ist so differenziert noch kaum untersucht worden; die diesbezüglichen Grundbefunde der kriminologischen Verlaufsforschung unterstützen zurzeit jedoch eher Letzteres. Untersuchungen zur Sanktionseskalation deuten zudem darauf hin, dass trotz gleicher Deliktsschwere weitere Verurteilungen in der Regel schwerer ausfallen, und zwar im Jugendstrafverfahren ausgeprägter als im allgemeinen Strafverfahren. Die Sanktionspraxis scheint also

einigen Spielraum zur Veränderung zu haben. Dies hätte auch unter einem anderen Aspekt etwas Positives. Denn formelle Institutionen sind in der Lage, ihr Entscheidungsverhalten schneller und durchgreifender zu modifizieren als sich die Strukturen von Familien, Peergroups, Freundesbeziehungen, Wohnvierteln, der Bildungspartizipation oder von Arbeitsmärkten ändern können.

## LITERATUR

- Albrecht, P.A. (2000). *Jugendstrafrecht*, 3. Aufl. München: C.H. Beck.
- Becker, H.S. (1963). *Outsiders*. New York: The Free Press.
- Bernburg, J.G., Krohn, M.D. (2003). Labelling, life chances and adult crime: The direct and indirect effects of official intervention in adolescence on crime in early adulthood. *Criminology* 41, 1287-1318.
- Blumstein, A., Cohen, J., Roth, J.A., Visher, C.A. (1986). *Criminal careers and „career criminals“*. Volume 1. Washington, D.C.: National Academy Press.
- Boers, K. (1997). Vom möglichen Nutzen der Systemtheorie für die Kriminologie. Ein Versuch anhand der kriminologischen Längsschnittforschung. In D. Frehsee, G. Löschper, G. Smaus (Hrsg.). *Konstruktion der Wirklichkeit durch Kriminalität und Strafe*. Baden-Baden: Nomos, 552-582.
- Boers, K., (2007). Hauptlinien der kriminologischen Längsschnittforschung. In K. Boers, J. Reinecke (Hrsg.). *Delinquenz im Jugendalter. Erkenntnisse aus einer Münsteraner Längsschnittstudie*. Münster: Waxmann, 5-40.
- Boers, K. (2009). Die kriminologische Längsschnittforschung. In H.-J. Schneider (Hrsg.). *Internationales Handbuch der Kriminologie*. Band 2. New York, Berlin: de Gruyter (im Druck).
- Boers, K., Pöge, A. (2003). Wertorientierungen und Jugenddelinquenz. In S. Lamnek, M. Boatca (Hrsg.). *Geschlecht-Gewalt-Gesellschaft*. Opladen: Leske + Budrich, 246-268.
- Boers, K., Reinecke, J. (2007). Struktur-dynamisches Analysemodell und Forschungshypothesen. In K. Boers, J. Reinecke (Hrsg.). *Delinquenz im Jugendalter. Er-*
- kenntnisse aus einer Münsteraner Längsschnittstudie. Münster: Waxmann, 41-55.
- Boers, K., Walburg, C., Reinecke, J. (2006). *Jugendkriminalität – Keine Zunahme im Dunkelfeld, kaum Unterschiede zwischen Einheimischen und Migranten. Befunde aus Duisburger und Münsteraner Längsschnittstudien*. *Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform* 89, 63-87.
- Böttger, A., Köller, R., Solberg, A. (2003). *Delinquente Episoden – Ausstiege aus kriminalisierbarem Handeln*. In K.F. Schumann (Hrsg.). *Delinquenz im Lebenslauf. Bremer Längsschnittstudie zum Übergang von der Schule in den Beruf bei ehemaligen Hauptschülern*. Band 2. Weinheim, München: Juventa, 95-122.
- Bottoms, A. (2006). *Desistance, social bonds, and human age: A theoretical exploration*. In P.-O. Wikström, R.J. Sampson (Eds.). *The explanation of crime*. Cambridge: Cambridge University Press, 243-290.
- Brunner, R., Dölling, D. (2002). *Jugendgerichtsgesetz, Kommentar*. 11. Auflage. Berlin, New York: Walter de Gruyter.
- Bundeskriminalamt (2005). *Polizeiliche Kriminalstatistik 2004*. Wiesbaden.
- Bundeskriminalamt (2007). *Polizeiliche Kriminalstatistik 2006*. Wiesbaden.
- Bureau of Justice Statistics (2007). *Prisoners in 2006*. Washington, DC.
- Bushway, S.D., Thornberry, T.P., Krohn, M.D. (2003). *Desistance as developmental a process: a comparison of static and dynamic approaches*. *Journal of Quantitative Criminology*, Volume 19, 129-153.
- Farrington, D.P. (1977). *The effects of public labelling*. *British Journal of Criminology*, Volume 17, 112-125.



- Farrington, D.P. (1986). Stepping stones to adult criminal careers. In D. Olweus, J. Block, M.R. Yarrow (Eds.). *Development of antisocial and prosocial behavior*. New York: Academic Press, 359-384.
- Farrington, D.P. (2003). Key results from the first forty years of the Cambridge study in delinquent development. In T.P. Thornberry, M.D. Krohn (Eds.): *Taking stock of delinquency*. New York: Kluwer Academic/Plenum Publishers, 137-184.
- Farrington, D.P. (2003a). Developmental and life-course criminology: key theoretical and empirical issues – the 2002 Sutherland Award Address. *Criminology* 41, 221-255.
- Farrington, D.P., Loeber, R., Elliott, D.S. et al. (1990). Advancing knowledge about the onset of delinquency and crime. *Advances in Clinical Child Psychology* 13, 283-342.
- Farrington, D.P., Hawkins, J.D. (1991). Predicting participation, early onset and later persistence in officially recorded offending. *Criminal Behaviour and Mental Health* 1, 1-33.
- Farrington, D.P., West, D. J. (1993). Criminal, penal, and life histories of chronic offenders: Risk and protective factors and early identification. *Criminal Behaviour and Mental Health* 3, 492-523.
- Gerken J.C., Berlitz, C. (1988). Sanktionseskalaion. Zum fatalen Zusammenspiel von Erziehungsideologie und Registerrecht. In J.C. Gerken, K.F. Schumann (Hrsg.): *Ein trojanisches Pferd im Rechtsstaat*. Pfaffenweiler: Centaurus, 11-39.
- Glueck, S., Glueck, E. (1950). *Unraveling juvenile delinquency*. London: Oxford University Press.
- Göppinger, H. (1983). *Der Täter in seinen sozialen Bezügen. Ergebnisse aus der Tübinger Jungtäter-Vergleichsuntersuchung*. Unter Mitarbeit von Bock, M., Jehle, J.-M., Maschke, W. Berlin: Springer.
- Gottfredson, M.R., Hirschi, T. (1990). *A general theory of crime*. Stanford: Stanford University Press.
- Heinz, W. (1990). Mehrfach Auffällige - Mehrfach Betroffene. Erlebnisweisen und Reaktionsformen. In DVJJ (Hrsg.). *Mehrfach Auffällige - Mehrfach Betroffene. Erlebnisweisen und Reaktionsformen*. Godesberg: Forum Verlag, 30-73.
- Heinz, W. (1998, 1999). Diversion im Jugendstrafrecht und im allgemeinen Strafrecht. Teil 1-4. *DVJJ-Journal* 1998, 245-357; *DVJJ-Journal* 1999, 11-19, 131-148, 261-267.
- Heinz, W. (2004). Die neue Rückfallstatistik – Legalbewährung junger Straftäter. *Zeitschrift für Jugendkriminalrecht und Jugendhilfe* 15, 35-48.
- Heinz, W. (2005). Zahlt sich Milde aus? Diversion und ihre Bedeutung für die Sanktionspraxis (Teil 1 und 2). *Zeitschrift für Jugendkriminalrecht und Jugendhilfe* 16, 166-179, 302-312.
- Henry, B., Moffitt, T., Robins, L., Earls, F., Silva, P. (1993). Early family predictors of child and adolescent antisocial behaviour: who are the mothers of delinquents? *Criminal Behaviour and Mental Health* 3, 97-118.
- Hering, E. (1993). Mechanismen justizieller Eskalation im Jugendstrafverfahren. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Hermann, D., Kerner, H.-J. (1988). Die Eigendynamik der Rückfallkriminalität. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 40, 485-504.
- Höfer, S. (2003). *Sanktionskarrieren*. Freiburg: iuscrim.

- Huizinga, D., Weiher, A.W., Espiritu, R. (2003). Delinquency and crime: some highlights from the Denver Youth Survey. In T.P. Thornberry, M.D. Krohn, (Eds.). Taking stock of delinquency. New York: Kluwer Academic/Plenum, 47-92.
- Kerner, H.-J. (2004). Freiheit und Unfreiheit - Zum Verlauf der Karrieren von Straftätern. In G. Rehn, R. Nanninga & A. Thiel (Hrsg.). Freiheit und Unfreiheit. Arbeit mit Straffälligen innerhalb und außerhalb des Justizvollzuges. Herbolzheim: Centaurus, 3-52.
- Kerner, H.-J., Janssen, H. (1996). Langfristverlauf im Zusammenspiel von soziobiographischer Belastung und krimineller Karriere. In H.-J. Kerner, G. Dolde, H.-G. Mey (Hrsg.). Jugendstrafvollzug und Bewährung. Analysen zum Vollzugsverlauf und zur Rückfallentwicklung. Bonn: Forum, 139-214.
- Krohn, M.D., Thornberry, T.P., Rivera, C., Le Blanc, M. (2001). Later delinquency careers. In R. Loeber, D.P. Farrington (Eds.): Child delinquents. Development, intervention, and service needs. Thousand Oaks: Sage, 67-93.
- Kunz, K.-L. (2004). Kriminologie. Eine Grundlegung. 4. Aufl. Stuttgart: UTB.
- Kühnel, S.-M., Krebs, D. (2001). Statistik für die Sozialwissenschaften. Reinbek: Rowohlt.
- Laub, J.H., Sampson, R.J. (2001). Understanding desistance from crime. *Crime and Justice* 28, 1-69.
- Laub, J.H., Sampson, R.J. (2003). Shared beginnings, divergent lives. Delinquent boys to age 70. Cambridge, MA, London: Harvard University Press.
- Lay, B., Ihle, W., Esser, G., Schmidt, M.H. (2001). Risikofaktoren für Delinquenz bei Jugendlichen und deren Fortsetzung bis ins Erwachsenenalter. Bedeutung von Dunkelfelddelikten für episodische und fortgesetzte Delinquenz. *Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform* 84, 119-132.
- Lemert, E.M. (1967). *Human deviance, social problems, and social control*. Englewood Cliff, N.J.: Prentice-Hall.
- Loeber, R., Farrington, D.P., Stouthamer-Loeber, M., Van Kammen, W.B. (1998). *Antisocial behavior and mental health problems. Explanatory factors in childhood and adolescence*. Mahwah: Lawrence Erlbaum Associates, Publishers.
- Loeber, R., Farrington, D.P. (Eds.). (1998). *Serious and violent juvenile offenders*. Thousand Oaks, London: Sage.
- Loeber, R., Farrington, D.P. (Eds.). (2001). *Child delinquents*. London: Sage.
- Loeber, R., Le Blanc, M. (1990). Toward a developmental criminology. *Crime and Justice* 12, 375-473.
- Luhmann, N. (1984). *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Maruna, S., Farrall, S. (2003). Desistance from crime: a theoretical reformulation. *Soziologie der Kriminalität, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 43, 171-194.
- Moffitt, T.E. (1993). Adolescence-limited and life-course-persistent antisocial behavior: a developmental taxonomy. *Psychological Review* 100, 674-701.
- Moffitt, T.E. (2003). Life-course-persistent and adolescence-limited antisocial behaviour. A 10-year research review and a research agenda. In B.B. Lahey, T.E. Moffitt, A. Caspi (Eds.). *Causes of conduct disorder and juvenile delinquency*. New York, London: Guilford, 49-75.

- Moffitt, T.E., Caspi, A., Dickson, N., Silva, P.A., Stanton, W. (1996). Childhood-onset versus adolescent-onset antisocial conduct problems in males: natural history from ages 3 to 18 years. *Development and Psychopathology* 8, 399-424.
- Moffitt, T.E., Caspi, A., Harrington, H., Milne, B.J. (2002). Males on the life-course-persistent and adolescence-limited antisocial pathways: follow up at age 26 years. *Development and Psychopathology* 14, 179-207.
- Moffitt, T.E., Caspi, A., Rutter, M., Silva, P.A. (2001). *Sex differences in antisocial behaviour*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Mulvey, E.P., Steinberg, L., Fagan, J., Cauffman, E., Piquero, A.R., Chassin, L., Knight, G.P., Brame, R., Schubert, C.A., Hecker, T., Losoya, S.H. (2004). Theory and research on desistance from antisocial activity among serious adolescent offenders. In *Youth Violence and Juvenile Justice* 2, 213-236.
- Nagin, D. (2005): *Group-based modeling of development*. Cambridge, M.A.: Harvard University Press.
- Oggers, C.L., Caspi, A., Poulton, R., Harrington, H., Thompson, M., Broadbent, J.M., Dickson, N., Sears, M.R., Hancox, B., Moffitt, T.E. (2007). Prediction of adult health burden by conduct problem subtypes in males. *Archives of General Psychiatry* 64, 476-484.
- Ostendorf, H. (2007). *Jugendgerichtsgesetz. Kommentar*. 7. Aufl. Baden-Baden: Nomos.
- Paternoster, R., Dean, C.W., Piquero, A., Mazerolle, P., Brame, R. (1997). Generality, continuity, and change in offending. *Journal of Quantitative Criminology* 13, 231-266.
- Paternoster, R., Iovanni, L. (1989). The labeling perspective and delinquency: an elaboration of the theory and an assessment of the evidence. *Justice Quarterly* 3, 359-394.
- Piquero, A.R. (2008). Taking stock of developmental trajectories of criminal activity over the life course. In A.M. Liberman (Ed.): *The long view of crime*. New York: Springer, 23-78.
- Piquero, A.R., Farrington, D.P., Blumstein, A. (2003). The criminal career paradigm. *Crime and Justice* 30, 359-506.
- Pöge, Al. (2007). *Klassifikation und Verläufe delinquenten Verhaltens*. Münster: Waxmann.
- Pöge, Al. (2007a). *Klassifikation Jugendlicher anhand ihres delinquenten Verhaltens*. In K. Boers, J. Reinecke (Hrsg.). *Delinquenz im Jugendalter. Erkenntnisse aus einer Münsteraner Längsschnittstudie*. Münster: Waxmann, 97-127.
- Pöge, An. (2007). *Soziale Milieus und Kriminalität im Jugendalter*. Münster: Waxmann.
- Pöge, An. (2007a). *Soziale Jugendmilieus und Delinquenz*. In K. Boers, J. Reinecke (Hrsg.). *Delinquenz im Jugendalter. Erkenntnisse aus einer Münsteraner Längsschnittstudie*. Münster: Waxmann, 201-239.
- Prein, G., Schumann, K.F. (2003). Dauerhafte Delinquenz und die Akkumulation von Nachteilen. In K.F. Schumann (Hrsg.). *Delinquenz im Lebensverlauf*. Weinheim, München: Juventa, 181-208.
- Reinecke, J. (2006). Longitudinal analysis of adolescents' deviant and delinquent behavior. Applications of latent class growth curves and growth mixture models. *Methodology* 2, 100-112.

- Reinecke, J. (2007). Beobachtete und unbeobachtete Heterogenität im Delinquenzverlauf. In K. Boers, J. Reinecke (Hrsg.). *Delinquenz im Jugendalter, Erkenntnisse aus einer Münsteraner Längsschnittstudie*. Münster: Waxmann Verlag, 129-145.
- Reinecke, J. (2008). Klassifikation von Delinquenzverläufen: Eine Anwendung mit Mischverteilungsmodellen. In J. Reinecke, C. Tarnai (Hrsg.). *Angewandte Klassifikationsanalyse*. Münster: Waxmann Verlag (im Druck).
- Sampson, R.J., Laub, J.H. (1993). *Crime in the making: pathways and turning points through life*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Sampson, R.J., Laub, J.H. (1997). A life-course theory of cumulative disadvantage and the stability of delinquency. In T.P. Thornberry (Ed.). *Developmental theories of crime and delinquency. Advances in criminological theory. Volume 7*. New Brunswick, London: Transaction Publishers, 133-161.
- Sampson, R.J., Laub, J.H. (2003). Life-course desisters? Trajectories of crime among delinquent boys followed to age 70. *Criminology* 41, 555-592.
- Sampson, R.J., Laub, J.H. (2005). A life-course view of the development of crime. *The Annals of the American Academy of Political and Social Science* 602, 12-45.
- Schmidt, M.H., Lay, B., Ihle, W., Esser, G. (2001). Bedeutung von Dunkelfelddelikten für episodische und fortgesetzte Delinquenz. *Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform* 84, 25-36.
- Sherman, L. (1993). Defiance, Deterrence, and Irrelevance: A Theory of the Criminal Sanction. *Journal of Research in Crime and Delinquency* 30, 445-473.
- Thornberry, T.P. (2005). Explaining multiple patterns of offending across the life course and across generations. *The Annals of the American Academy of Political and Social Science* 602, 156-195.
- Walter, R., Remschmidt, H. (2004). Die Vorhersage der Delinquenz im Kindes-, Jugend- und Erwachsenenalter. *Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform* 2004, 333-352.
- Weitekamp, E.G.M., Kerner, H.-J., Stelly, W., Thomas, J. (2000). Desistance from crime: life history, turning points and implications for theory construction in criminology. In S. Karstedt, K.-D. Bussmann (Eds.). *Social dynamics of crime and control. New theories for a world in transition*. Oxford, Portland: Hart, 207-227.
- Wolfgang, M.E., Figlio, R.M., Sellin, T. (1972). *Delinquency in a birth cohort*. Chicago: University of Chicago Press.
- Zimring, F.E., Hawkins, G., Kamin, S. (2001). *Punishment and democracy. Three strikes and you are out in California*. Oxford: Oxford University Press.



# MÖGLICHKEITEN DER RESILIENZFÖRDERUNG AM BEISPIEL DER „POSITIVEN PEERKULTUR“

Günther Opp, Halle

Unter Resilienz (v. lat. *resilire* ‚zurückspringen‘, ‚abprallen‘, deutsch etwa Widerstandsfähigkeit) wird die Fähigkeit verstanden, auf die Anforderungen wechselnder Situationen flexibel zu reagieren und auch anspannende, erschöpfende, enttäuschende oder sonst schwierige Lebenssituationen zu meistern<sup>39</sup>.

Doch was zeichnet resiliente Jugendliche aus? In der empirischen Forschung geht man von folgenden kindbezogenen Faktoren aus, die eine gute Entwicklung von Kindern und Jugendlichen befördern können<sup>40</sup>:

- Problemlösefähigkeiten,
- eine hohe Sozialkompetenz (Kontaktfähigkeit, soziale Perspektivenübernahme und Empathie),
- die Fähigkeit zur Selbstregulation,
- ein aktives und flexibles Bewältigungsverhalten (z.B. die Fähigkeit, sich aktiv Hilfe zu holen oder sich von einer dysfunktionalen Familiensituation innerlich zu distanzieren),
- eine optimistische, zuversichtliche Lebenseinstellung,
- eine interne Kontrollüberzeugung und ein realistischer Attribuierungsstil,
- ein hohes Selbstwertgefühl sowie Selbstvertrauen in die eigenen Fähigkeiten und
- Selbstwirksamkeitsüberzeugungen.

Im Rahmen von Resilienzvorstellungen geht es um die Stärkung des Individuums oder um seine Befähigung, hochriskante Lebenswelten erfolgreich zu meistern. Es gibt verschiedene Lebens- und Erfah-

rungsbereiche in denen Kinder und Jugendliche gestärkt werden können:

- Familie
- Schule
- Nachbarschafts- und Gemeindegkontext
- Peers.

Im Folgenden geht es vor allem um die Bedeutung von Beziehungsqualitäten im Gleichaltrigenkontext (Peers). Das Konzept der Positiven Peerkultur nutzt die Peergruppe und ermutigt Kinder und Jugendliche zu einem konstruktiven Umgang mit ihren Problemen und fördert dadurch diese Faktoren. Wie Lehrer, Erzieher und alle, die mit Jugendlichen arbeiten, die Positive Peerkultur zur Förderung der Resilienzfaktoren einsetzen können, wurde ganz konkret im Projekt „Gemeinsam statt einsam“ aus Halle erprobt. Als Methode wird dazu das Peer Counseling eingesetzt.

Peer Counseling ist die Anwendung von Problemlösetechniken und Aktivem Zuhören, um Menschen mit vergleichbaren Problemen Hilfestellung zu geben. Es bietet einen Rahmen für persönlichen Austausch und die Gestaltung persönlicher Beziehungen.

<sup>39</sup> www.wikipedia.de (Stand 26.11.2009)

<sup>40</sup> s. Werner (2000)

Dazu werden in der Peergruppe folgende Aspekte thematisiert:

- Techniken der Gesprächsführung
- soziale Handlungskompetenzen
- Stärkung des Selbstbewusstseins
- Selbstwirksamkeit
- Fremdwahrnehmung
- Gruppengefühl in individualisierter Welt

Peers sind in diesem Konzept Ratsuchende, Ratnehmende, Moderierende in wechselnden Rollen. Im Kern geht es darum, dass die Kinder und Jugendlichen ihre alltäglichen und biographischen Themen, Sorgen und Nöte im Kontext Gleichaltriger miteinander besprechen können. Zu diesem Zweck werden Rituale entwickelt, die es ermöglichen Konflikte lösungsorientiert und fair zu diskutieren. Dabei geht es um die Schaffung einer Kultur im Sinne der ritualisierten Bearbeitung und Verhandlung von individuellen Themen und Gruppenkonflikten, von kontroversen Ansprüchen und Erwartungen. Wir erwarten von den Kindern und Jugendlichen, dass sie im Rahmen der Positiven Peerkultur Verantwortung für sich und andere übernehmen, dass sie Hilfen von anderen annehmen und selbst anderen helfen. Grundlage für die Bereitschaft, Verantwortung für sich und andere zu übernehmen ist das Gefühl der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft, die Erfahrung von Fairness und Respekt im Kontext von Mitbestimmungs- und Entscheidungsrechten.

Folgende Ziele werden mit der Gestaltung stabiler Peergruppen verfolgt:

- Entwicklung und Verfeinerung der Sprache für Emotionen (internale Sprache)
- Entwicklung eines kontingenten Kognitionsstils
- persönlichkeitsstärkende Erfahrung anderen helfen zu können
- Förderung kooperativen und kommunikativen Handelns

- Stärkung der Selbst- und Fremdwahrnehmung
- Erfahrung gegenseitiger Wertschätzung
- Entwicklung tragfähiger Problemlösestrategien
- Ermutigung zu eigenen Problemen zu stehen und für ihre Lösung Verantwortung zu übernehmen

Die Aufgabe der Professionellen liegt dabei vor allem darin, den ritualisierten kulturellen Rahmen für diese Entwicklungsprozesse gemeinsam mit den Kindern und Jugendlichen zu entwickeln. Darüber hinaus bleiben die Erwachsenen wichtig für die Sicherung der kulturellen Rahmenbedingungen und sie sind eine Ressource für die Gruppen, wenn sie in ihren Aushandlungsprozessen nicht mehr weiterkommen. Die Professionellen übernehmen damit zunehmend eine Ressourcenrolle. Die Aktivität liegt bei den Kindern und Jugendlichen. Was wir damit vorschlagen, ist provokant formuliert eine neue Strukturierung des Sozialen im Pädagogischen.

Das Projekt ‚Gemeinsam statt einsam‘ startete in Halle/S. zum Schuljahr 2002/2003. Die Teilnahme an den Gruppen basierte auf Freiwilligkeit. Nachwuchs erhalten die Gruppen durch die Unterstützung der Einrichtungsleitungen, bei denen das Projekt durchgeführt wird, und vor allem durch die Peers selbst, die andere, neugierig gewordene Jugendliche zu den Treffen mitbringen. Zuletzt wurden diese Prinzipien Positiver Peerkultur in Form eines adaptierten Klassenratskonzeptes erfolgreich auf den Alltagskontext von Schulen übertragen.

Nachstehend ein paar ausgewählte Ergebnisse aus dem Projekt in Bezug auf die Förderung von Resilienz:

## ERGEBNISSE - SCHÜLERDISKUSSION

- Den Kindern gefällt, dass sie über ihre Themen sprechen können, jeder mal was sagen muss und es leise ist.
- Es geht aber auch nicht immer fair zu.
- Der Klassenrat läuft eigentlich ohne die Lehrerbeteiligung, sie greifen nur ein, wenn es ernst wird.
- Die Kinder wünschen sich mehr Ruhe („... dass keiner Schmarrn macht“) und keine Kleinigkeiten besprochen werden.
- Wenn jemand ein Problem hat, wird sich jetzt nicht geschlagen, sondern ins Buch eingeschrieben.
- „... Ohne den Klassenrat wäre Chaos“ (verrückter Kindergarten).

## ERGEBNISSE - LEHRERDISKUSSION

### Positive Erkenntnisse:

- Kinder erleben den Lehrer im Klassenrat in neuer Funktion – Nicht-Organisator.
- Schüler übernehmen mehr Verantwortung.
- Vorher war oft nicht genügend Zeit, alles in der Pause zu klären, jetzt hat es einen anderen Stellenwert.
- Stundenablauf wurde positiv beeinflusst, Übergänge jetzt schneller und leiser, Klassenrat gibt Struktur.
- Gegenüber Streitschlichtung sind hier alle Schüler einer Klasse beteiligt.
- Verhalten der Kinder positiv: einfühlsamer, hören geduldig zu, kritikfähiger geworden, mehr Selbstvertrauen.

## ERGEBNISSE - LEHRERDISKUSSION

### Schwierigkeiten:

- Es zerreißt einen, wenn die Schüler nicht auf den Punkt kommen und Lehrer sich zurückhalten will/soll.
- Umschalten ist für Lehrer schwierig (Dominanz und Zurückhaltung).
- Es dauert sehr lange, bis Schüler Klassenrat alleine führen können.
- Zu wenig eingebrachte Themen.
- Manchmal Platzprobleme.
- Zwei bis drei wortgewandte Schüler führen gesamte Diskussion.
- Amtsträger können sich nicht beteiligen oder diskutieren mit und vergessen ihr Amt.



Aus den bisherigen Erfahrungen lassen sich folgende Schlussfolgerungen ziehen.

## 1. KOLLEKTIVE GRUNDLAGEN VON PÄDAGOGIK

Erziehung war immer eine Aufgabe größerer kollektiver Lebensverbände (Sippe, Dorf, Familie und Nachbarschaft). Als Praxis speist sich Pädagogik notwendig aus der normativen Kraft, die sie aus ihren kollektiven Einbindungen und Verwurzelungen zieht. Im Rahmen moderner gesellschaftlicher Individualisierungsprozesse scheinen sich diese kollektiven Einbindungen von Erziehung tendenziell aufzulösen. Die Erziehungsaufgabe individualisiert sich als gesellschaftliche Erwartung an die Eltern und zunehmend an „allein“-erziehende Mütter. Konfrontiert mit dieser veränderten Ausgangslage von Erziehung müssen pädagogische Individualisierungskonzepte kritischer Reflexion unterzogen und das Soziale im Pädagogischen neu vermessen werden.

## 2. PÄDAGOGISCHE STÄRKENANSÄTZE UND GEMEINSCHAFT

Die Rhetorik pädagogischer Stärkenansätze ist insgesamt überzeugender als ihre Praxis. Im Spiegel neuerer Ergebnisse der Resilienzforschung scheinen ziel- und trainingsorientierte Präventionsansätze nicht auszureichen. Auf welcher Erfahrungsbasis Individuen in riskanten Lebenslagen Stärke entwickeln, ist nicht determinierbar, bleibt ein subjektiv bestimmter Prozess. Präventives Potenzial liegt immer in der Bereitstellung von altersadäquaten Entwicklungsräumen und sozial-ökologischen Nischen, in denen Individuen in hochriskanten Lebenslagen die Kompetenzen und Fähigkeiten erlernen und erproben können, die sie zur Bewältigung ihres belasteten Alltags benötigen. Subjektive und alltägliche Herausforderungslagen sind realistische Ausgangspunkte gelingender Prävention. Im Sinne der Vorstellung sozial-öko-



[WWW.POSITIVE-PEERKULTUR.DE](http://WWW.POSITIVE-PEERKULTUR.DE)

logischer Nischen ist dabei auf die Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen und Gemeinschaften zu achten. Die Zugehörigkeit zu Gemeinschaften gibt uns Sicherheit, Schutz und Orientierung. Nur wer sich Gemeinschaften zugehörig fühlt und das begründete Gefühl von Mitsprache (Partizipation) hat, wird Verantwortung für sich und die Gemeinschaft übernehmen.

Die oben geforderte Neuvermessung des Sozialen im Pädagogischen sollte deshalb an den Erfahrungen des fortschreitenden Verlustes der natürlichen kollektiven Einbindungen von Kindern und Jugendlichen ansetzen. Die traditionelle pädagogische Denkfigur des „pädagogischen Bezuges“ hat in diesem Kontext an Strahlkraft verloren. Diesem pädagogischen Konzept fehlen zum einen die notwendige kollektive und traditionelle Abstützung und zum anderen liegt es in einem verschärften Spannungsverhältnis zu den modernen Selbst- und Mitbestimmungsansprüchen der Kinder und Jugendlichen. Nicht zuletzt sind „die Erwachsenen“ für viele Kinder, die in riskanten Lebenswelten aufwachsen, durch negative Erfahrungen diskreditiert. Ohne

die Bedeutung Erwachsener für Kinder und Jugendliche zu minimieren, wächst der Peergruppe vor allem mit zunehmendem Lebensalter immer mehr Bedeutung zu. In diesem Zusammenhang soll nicht unerwähnt bleiben, dass gelingende Mentorenverhältnisse mit verlässlichen und verständigen Erwachsenen zu den wichtigsten positiven Lebenserfahrungen gehören, die Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene in ihrem Leben machen können.

### 3. PEERGRUPPEN – POSITIVE PEERKULTUR

Pädagogisch geht es darum, Peerkulturen zu entwickeln, in denen Kinder und Jugendliche auf der Grundlage von gefühlter Zugehörigkeit Mitsprache, Fairness, Solidarität, Empathie, Anerkennung und Respekt erfahren. In solchen positiven Peerkontexten können sie die Herausforderungen ihres Alltags auf Lösungen hin miteinander verhandeln und sich gegenseitig unterstützen und helfen. Die Experten für diesen Alltag sind die Kinder und Jugendlichen selbst. Wir müssen ihnen, in ihren Fähigkeiten und dem Potenzial der Peergruppe zur Meisterung der Herausforderungen ihres Alltags mehr Vertrauen entgegenbringen. Die neue Strukturierung des Sozialen im Pädagogischen, die ich vorschlage, sieht ihren Ausgangspunkt in der Peergruppe, in der Zugehörigkeit zu Peergruppen und der pädagogisch gestalteten positiven Kultur von Peergruppen.

Die professionellen Selbstbeschreibungen der Pädagogen erfahren dabei bedeutende Veränderungen. Die Aufgabe der Professionellen verschiebt sich von der romantisierenden „*leidenschaftlichen*“ Beziehung zum Zögling (Hermann Nohl) hin zur pädagogischen Verantwortung, gemeinsam mit den Kindern und Jugendlichen eine Kultur des alltäglichen Zusammenlebens zu schaffen, die ihnen Zugehörigkeit in Gemeinschaften, Partizipation, Verantwortungsübernahme und Autonomiegewinne ermöglicht. Damit eröffnet sich die päd-

gogische Legitimation neben ihren normativen Begründungen wie der „Liebe zum Kind“ neue methodische Begründungsperspektiven im breiteren Sinne von Kultur-entwicklung. „Kultur“ wird in diesem Zusammenhang nicht als übergreifende Harmonie, sondern als ritualisierte Aus-handlungen von Konflikten, differenten und konflikthaftern Erwartungen und Ansprüchen vor allem aber auch im Sinne des Schutzes von Schwächeren, also als kultiviertes Zusammenleben verstanden. Konflikte sind als Medium von Lernprozessen willkommen.

Bei all dem sollte die Strukturierung des Sozialen in pädagogischen Professionen nicht übersehen werden. Auch in professionellen Kontexten geht es um die Entwicklung von Positiven Peerkulturen und um die Schaffung von professionellen Entwicklungsräumen.



# MENSCH - NATUR - GESUNDHEIT

## BEEINFLUSST DAS ERLEBEN DER NATUR EINE GESUNDE ENTWICKLUNG?

Gerhard Mertens, Köln

*Herzlichen Dank dafür, vor Ihnen zum Thema ‚Natur / menschliche Gesundheit‘ sprechen zu dürfen. Der Einladung von Frau Sarrazin zufolge bedeutet dies ja für Ihre Tagung, „einmal ein wenig über den Teller- rand zu blicken“.*

*Nun scheint mir freilich der Themenbereich Ihrer Gesamttagung eine unmittelbare Nähe zu meinen folgenden Überlegungen aufzuweisen. Meine **Grundthese** möchte ich nämlich so formulieren: Der lebendige Umgang mit Natur kann durchaus zur Stärkung des leib- seelisch- sozialen Wohlergehens von Menschen und namentlich von belasteten Jugendlichen beitragen. Auch umgekehrt gilt: Der Verlust von Natur (in uns und um uns) trägt zu menschlicher Selbstentfremdung bei.*

### I. ZUR SITUIERUNG

#### 1. Entfremdungssymptome im Leben heutiger Jugendlicher

Folgt man dem Urteil von erfahrenen Lehrpersonen und Pädagogen, so sind Kinder und Jugendliche in den letzten Jahren schwieriger und auffälliger geworden. Sie sind nicht nur unruhiger, ‚zappeliger‘, unkonzentrierter, sondern auch gelangweilter und insgesamt frustrierter, *gewaltbereiter*. So beobachten wir etwa in Schul- klassen eine reichhaltige Palette von Aggressivität, angefangen von verbalem Abwerten des Anderen über verstecktes oder offenes Mobbing bis hin zur physischen Gewaltanwendung. Die jugendlichen S-Bahn-Täter in München verkörpern hier einen erschreckenden Tiefpunkt menschlichen Miteinanders. Aber es gibt auch den verzweifelt zornigen, isoliert wütenden

Amokläufer, der mittlerweile zur Symbolfigur des ‚Ausrastens‘ in einer offensichtlich überforderten jugendlichen Generation geworden ist.

Nehmen wir als Entfremdungssymptome hinzu die *Formen jugendlicher Abhängigkeit*. So wird beispielsweise in den Medien immer wieder besorgt auf den steigenden jugendlichen Alkoholkonsum verwiesen. Insbesondere erschreckt hierbei bekanntlich der wachsende Alkoholkonsum unter weiblichen Jugendlichen bis hin zum drastisch ansteigenden Komatrinken. Zu denken ist überdies an den pathologischen Internetgebrauch, die so genannte Onlinesucht. So verbringen laut Drogen- und Suchtbericht der Bundesregierung etwa 3 % der User mehr als zehn Stunden täglich in ihrer Freizeit im Internet; 3-7 % gelten bereits als „onlinesüchtig“, ebenso viele als stark suchtgefährdet. Onlinesüchtige sind im Extremfall bekanntlich 10 - 18 Std. täglich im Netz (vgl. etwa Bergmann 2006).

#### 2. Entfremdungssymptomen einer Moderne im Umbruch

Im Einzelnen:

- Entbettung der Lebensführung angesichts (vermeintlich) unbegrenzter Optionsmöglichkeiten; verbunden mit einem abrupten Wandel der Vorstellungen bezüglich der Lebensgestaltung;
- Entstehung von ‚virtuellen Welten‘ und Gemeinschaften, verbunden mit einem Schwund des Realitätsprinzips;
- Gegenwartsschrumpfung infolge ständiger Innovation (à Verflüssigung von Realität);

- verschärfter Pluralismus, der nötigt, immer wieder entscheiden / auswählen zu *müssen*, und dies führt zur Individualisierung und zur Gefahr, zu vereinsamen (vgl. Keupp u.a. 2002, 46-53 und hierzu Mertens 2008, S. 9ff.).

#### Andererseits:

Anonyme Megasyeme einer Zivilisation, in welcher der Einzelne zum Niemand wird. Die Undurchschaubarkeit und Allgewalt dieser Systeme bedingt ein „subjektives Sicherheitsdefizit neuen Stils“ (W. Strümpel): Gefühle der Einsamkeit und Verlassenheit, der personalen und sozialen Bedeutungslosigkeit, der Ohnmacht, des Pessimismus und der Zukunftsangst (vgl. Mertens 1995, S. 21).

Komplementär zu solchen Entfremdungserfahrungen einer spätmodernen Zivilisation gibt es zum anderen eine gnadenlose Ausrichtung des Einzelnen auf *arbeitsmarktbezogene* Erfordernisse eines *globalen Wettbewerbs*. Man mag ja sonst tun und denken können, was man will, an diesem Punkt aber wird es ernst: eine *Trimmung* des Einzelnen auf *Hochleistung* in Schule und Beruf. Ein kurzer Blick auf die heutige Schule kann dies belegen. Aus Schule als einem Ort der Muße und Bildung ist mittlerweile eine Anstalt des Stresses und der Angst vor Versagen geworden.

### 3. SCHULE IN DER NACH-PISA-ZEIT

Auffälligstes Merkmal ist hier zweifellos eine allseitige Erfahrung von Stress: Nicht nur für Schülerinnen und Schüler, sondern auch für Eltern und Lehrpersonen. Vgl. nur die Regelung von G 8: Das Gleiche, nur besser, schneller, kürzer!  
Wie ist es dazu gekommen?

#### a) Vorstellung der Studie:

Alles schulische Geschehen befindet sich nun im Sog der PISA-Studie der OECD von 2001, die im Rahmen des angelsächsischen 'Literacy'- Konzepts

bekanntlich die „*Lesekompetenz*“ der 15-Jährigen untersuchte (Bereiche: *Lesen, Mathematik, Naturwissenschaften*). Anvisiert wurde weniger ein tieferes Sinnverstehen als vielmehr ein zivilisatorisches Bewältigungswissen insbesondere wirtschaftlicher bzw. arbeitsmarktbezogener Art (vgl. Hentig 2004).

#### b) Engführungen im Bildungsbegriff und nachfolgende Maßnahmen:

Interessant an dieser Studie ist, welche Bereiche *nicht* evaluiert wurden, nämlich:

- leibnahe Fähigkeiten
- emotionale Einstellungen
- sinnlich- ästhetische
- religiös- kontemplative Bezüge
- personale Selbstkompetenz

Das überkommene abendländische Bildungsverständnis wird somit de facto zurückgestutzt auf die dem Funktionalen verhaftete Bildungskomponente eines zivilisatorischen Wissens und Bemeisterns.

Seitdem kommt es zur '*Qualitätssicherung*' des deutschen Bildungssystems durch *permanente Evaluation*.

Im Einzelnen:

- verbindliche Standards
- Materialisierung von Bildung
- Frontaldidaktik
- Entfesselung von Wettbewerb, Zeitknappheit, Dauerstress – ohne erforderliche Beschneidung der Stofffülle.

All dies sind Bestrebungen, die auch in den Bachelor- und Master-Studiengängen an den Universitäten um sich griffen und mittlerweile Probleme bereiten. In diesem Kontext sind auch jene Bemühungen zu sehen, die im Blick auf den elementaren Bildungsbereich vehement für eine 'curriculare' Durchdidaktisierung der Kindergartenzeit optieren.

**Zwischenfazit:** Eine dominant vorherrschende technisch-ökonomische Rationalität scheint Entfremdungssymptome heutiger Jugendlicher eher noch zu verstärken. Jedenfalls bietet ein solches Schulsystem einer verunsicherten jugendlichen Generation weniger Halt und Orientierung als vielmehr zusätzliche Verunsicherung.

## II. ANTHROPOLOGISCH-BILDUNGSTHEORETISCHE GRUNDLEGUNG

### 1. Neue Aktualität: Warnungen namhafter Biologen vor einer Verstümmelung des Menschen

In dieser zugeschrärfen Intellektualisierungswelle möchte ich auf zwei Biologen verweisen, die im Sinne einer basalen Anthropologie bereits in den 1970er bis 80er Jahren gegenüber der Pädagogik mit Nachdruck ihre Warnungen geltend machten.

- a) So spricht der Verhaltensforscher KONRAD LORENZ in seiner Diagnose der Industriegesellschaften von einem gefährlichen „Abbau des Menschlichen“ (1983), den er in einer „Wirklichkeitsverschiebung“ des Menschen der Gegenwart begründet sieht. Im Zuge der Verwissenschaftlichung gelte nur das als 'real', was wissenschaftlich exakt beweisbar sei. Überdies habe es die moderne Zivilisation fast ausschließlich mit einer Technosphäre zu tun, die in weit übertriebenem Maße nur das vom Menschen Machbare als wirklich erscheinen lasse. *Natur hingegen bleibe außen vor*; also gerade das, von dem wir Menschen leben.

Wie kommen wir aus dieser Schiefelage heraus? Nur der sinnenfällige Umgang mit der Welt des Lebendigen, so Lorenz, könne das geistige Wertempfinden für die Wirklichkeit und deren Qualität wieder wachrufen. Von daher warnt er vor einer Überbetonung des mathematischen bzw. des technisch-

ökonomischen Denkens. Die physiologisch in der linken Hirnhälfte lokalisierten Leistungen des logischen Denkens und der Sprache müssten mit der Erkenntnisweise der im rechten Hirnteil erzielbaren ganzheitlichen Zusammenschau des sinnlich-emotional Erlebten, der „Gestaltwahrnehmung“, in Übereinstimmung gebracht werden (vgl. ebd. S.89-98). Sofern denn die Pädagogik einen Beitrag leisten wolle für die „Wiederherstellung des Gleichgewichts“ unserer westlichen Zivilisation, müsste sie über die *Ausweitung des Naturbezuges* eine „Revitalisierung“ der sinnlich-geistigen Gestaltwahrnehmung herbeiführen. Sie müsse also dem Menschen durch „*unmittelbaren Umgang mit Natur*“ zum „primären Erleben“ verhelfen und ihm hierüber zur schöpferischen Intuition, zur Wertempfindung, zur „Wahrnehmung der großen Harmonien, des Schönen wie des Guten, anleiten“ (ebd. S.115).

- b) Ähnlich kritisch diagnostiziert der Zoologe ADOLF PORTMANN (1973, S. 189-220) eine „verborgene Mangelkrankheit“ der modernen Zivilisation, nämlich eine „Atrophie (Unterernährung) des vergeistigten Sinneslebens“, wie sie sich aus einem einseitig technisch-ökonomischen bzw. wissenschaftlich-rationalen Naturbezug ergebe. Diese Mangelkrankheit sei eine wenig erkannte Bedrohung für das geistige Leben des Menschen und seiner Entfaltung, sofern sie eine „Absterbeordnung“ ästhetischer Möglichkeiten einleite. In tragischer Verirrung lasse sich leider auch die Pädagogik auf diese anthropologische Reduktion ein und übersehe dabei, dass dies zu einem „*Amoklauf*“ führe, an dessen Ende der Zusammenbruch stehe und die Neurose“ (ebd. S.218).

Entsprechend dieser aus heutiger Sicht nahezu prophetisch klingenden Mahnung richtet Portmann den dringenden Appell an die Pädagogik, ihre Bildungsanstrengungen zentral wieder *auf den Naturbezug*,

näherhin auf die *geistig-sinnenhafte Wahrnehmung* zu richten.

Hier nun stellt sich auch uns die tieferliegende Frage: Warum ist für das Gelingen des Menschen, seine Entfaltung und Selbstverwirklichung, auch in der modernen Zivilisation gerade eine Ausweitung und Vertiefung seines Naturbezuges, eine Stärkung des *sinnlich-ästhetischen Vermögens* so wichtig?

## 2. Der Mensch als Naturwesen

Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir uns nur einige schlichte anthropologische Basisgegebenheiten in Erinnerung rufen, die auch im Computerzeitalter nicht ihre Wirkkraft verloren haben:

- (1) Auch als Person ist der Mensch zunächst einmal ein Organismus, ein *Lebewesen* mit biotischen Abläufen sowie einem bio-psychischen Antriebsleben; also ein leibhaftes Sinnen-/Naturwesen mit einer Vitalpsyche.
- (2) Als diesem leib-geistigen Sinnenwesen eröffnet sich nur über Sehen und Hören, Riechen und Tasten eine reale Welt, eine Welt der Formen und Gestalten, die er in geistig-kulturell geformter sinnlicher Wahrnehmung in eine bewusst erlebte Symbolwelt des Wert- und Sinnhaften umformt.
- (3) Die geistig-emotionalen Antriebskräfte und damit das höhere geistig-kreative Leben des Menschen kommen erst über dieses sinnenhafte Erleben (von Natur) zur Entfaltung. Andernfalls bliebe der Mensch verkümmert und litte an seelischen Mängeln.

Vor diesem Hintergrund fordert Portmann die Pädagogik auf, an einer erweiterten und vertieften Natursicht zu arbeiten:

Wir sollten ansetzen bei der „Überzeugung von der ewigen Größe des naiven sinnlichen Lebens unseres Geistes – fest in der Tatsache gegründet, dass unser Leben, unser

Alltag in der reichen *sinnenstarken Welt der Natur* seine eigentliche Heimat hat“ (ders. 1971, S.30).

## 3. Sinnlich-ästhetische Bildung (der Persönlichkeit) als Gebot der Stunde

Im Kern geht es also um eine erzieherisch begleitete Formung des menschlichen Sinneslebens. Wie aber können wir uns näherhin den Aufbau der geistig-sinnlichen Wahrnehmung vorstellen, wie die Stärkung des sinnlich-ästhetischen Vermögens denken, und zwar im Umgang mit Natur? Portmann stellt in diesem Kontext der *theoretischen Funktion*, dem wissenschaftlichen Verstandesdenken, eine zweite Komponente geistiger Aktivität, die *ästhetische Funktion* (von griech. 'Aisthesis' = sinnliche Wahrnehmung) gegenüber. Diese verläuft über das 'Ursprüngliche' der natürlichen Sinnenwelt, also über die Wahrnehmung von „Form und Linie, Farbe und Laut, Geruch oder Tastgefühl“ und formt hier auf der Basis eines „unmittelbar gefühlsstarken Erlebens“ eine primäre Welt der 'Qualitäten', des Wert- und Sinnvollen, der 'Bilder' und 'Wahrheiten', welche dann die Grundlage bilden für alles humane Bewerten und Verhalten (vgl. Portmann 1973, S.191 f., 203. 218).

Zur Illustration: Führen wir uns diese sinnliche Seite unseres Geistes, die Verlebendigung der geistig-sinnlichen Wahrnehmung einmal kurz vor Augen. Wir

*Sehen:*

Formen, Linien, Gestalten – einen Baum, eine Blume, eine Schnecke, ein Spinnennetz,

*Hören:*

Vogelstimmen, Rauschen der Bäume, Rauschen eines Baches, Rascheln der Blätter,

*Tasten:*

Tannenzapfen, Kastanien, Moos,

*Riechen:*

Blumen, Holunderblüten, Holz, Tannennadeln,

*Schmecken:*

Beeren, Nektar von Taubnesseln, Bucheckern, Waldbeeren, Trauben etc.

In dieser unmittelbaren sinnlichen Begegnung baut sich eine erste Weltsicht auf, eine *ursprüngliche 'Welt' der Qualitäten* (hell/ dunkel, heiß/ warm, schön/ hässlich, süß/ sauer), des Wert- und Sinnvollen, eine Welt der Bilder und Wahrheiten. Und auch das produktive Denken des *wissenschaftlichen Verstandes* erwächst erst aus diesem sinnlich-geistigen Erleben. Denn jede „intuitive, spontane Schöpferarbeit“ wissenschaftlichen Denkens und Fortschreitens bedarf dieser ästhetischen Funktion sinnlich-geistigen Erlebens, des „Träumens und Wachträumens“, der Fantasie und des kreativen Ausgreifens (vgl. ebd. S.203).

- So erst kommt auch das Kind, der Jugendliche und ggf. der Erwachsene zu einem geistig-emotional erfüllten, schöpferischen Sinn- und Werterleben; zur Sicherheit seines intuitiven Bewertens und Beurteilens – als der Grundlage der Wahrnehmung des Guten, Schönen, Wahren.

So erst wird die Welt zum *erfüllten Sinnraum*, erhält der Mensch Geborgenheit und einen affirmativen Bezug zur Wirklichkeit sowie eine Verortung des eigenen Selbst in ihr.

Die Stärkung des ästhetischen Vermögens verleiht eben hiermit dem Menschen Ich-Stärke sowie Gelassenheit, Freude an der Wirklichkeit und insgesamt leib-seelisch-soziales Wohlergehen.

### III. ASPEKTE PÄDAGOGISCHEN HANDELNS

#### 1. **Nicht gemeint: *ist ein Verdrängen der theoretischen Funktion, des analytisch-empirischen Denkens. Anvisiert ist vielmehr die Herstellung eines Gleichgewichtes zwischen den beiden geistigen Aktivitäten des Menschen.***

Das bedeutet dann aber auch, dass bereits Kinder und Jugendliche zum wissenden Umgang mit Natur anzuleiten sind. Gemeint ist ein kognitives Durchmessen von Räumen, ein Aufsuchen von Gesetzmäßigkeiten schon in den abiotischen Abläufen, bei Landschaften und Gewässern (vgl. Emiles 'Realien'-Unterricht). Es handelt sich hierbei gleichsam um eine elementare Naturkunde: um den Aufbau eines Wissens über Strukturen, Gebilde und Ordnungen des Lebendigen; ein Kennenlernen von Pflanzen und ihren Ökotoxen, ein Wissen um die reichhaltigen Belange der Tierwelt, ihrer arttypischen Verhaltensweisen und ihrer ökologischen Vernetztheit. Im lebendigen Umgang mit Natur sollte solches Wissen möglichst früh schon eingestreut, 'erforscht' und durchdacht werden – auf dem Weg hin zum naturwissenschaftlich geschärften Blick auf Natur im Ganzen. Unverzichtbares Bildungsziel ist hierbei zweifellos eine *durch Wissen geleitete Ehrfurcht*.

- Dies alles ist erforderlich zum fortschreitenden Begreifen von Natur. Woran es aber heute, in unserer weltumspannenden technisch-ökonomischen Zivilisationsepoche besonders mangelt und was pädagogisch vor allem zu tun ist, ist

#### 2. **Die Aufgabe, am Aufbau einer *ursprünglichen Natursicht, einer 'ersten Weltsicht'* in uns zu arbeiten**

Gedacht ist an die geistige Durchdringung jener *ursprünglichen Natursicht*, die in unseren vorherigen Überlegungen illustriert wurde, nämlich die Durchformung einer Erlebniswelt, wie sie sich im primären Kontakt mit uns selbst und der natürli-



chen Umwelt, so wie sie jedes Kind neu durchlebt, allmählich herausbildet.

Kennzeichnend für *diese erste Weltsicht* in uns ist, dass (1) sie sich in der ursprünglichen Wahrheit der Sinne formt. Ist sie doch eine Art unmittelbarer Gestaltwahrnehmung im Kontakt mit den Dingen. Dies bedeutet zugleich, dass sie (2) den ursprünglichen Eindrücken der Sinne vertraut und sie intakt lässt, um sich (3) aus diesem reichen Erlebnisstoff eine ganze geistige Welt der Bilder, der Qualitäten und Sinnerfahrungen zu formen.

Pädagogisch vonnöten wäre dementsprechend:

Ad (1): die Ermöglichung und Förderung einer unmittelbaren sinnlichen Kontaktnahme mit 'wirklichen' Gegenständen in der Natur: mit Pflanze, Tier, Steinen, Bächen etc. Hierzu Pestalozzi: Leider bringt die Schule meist dem Menschen das Urteil in den Kopf, ehe er die Sache sieht und lernt (heute fast nurmehr über Medien wie z.B. Computer, Fernsehen). Demgegenüber müsste Schule zunehmend auch die reale sinnliche Begegnung ermöglichen; sollte sie die tastende, hörende, riechende, sehende Kommunikation mit den Gegenständen, die einführende Wahrnehmung der sinnenfälligen, farbigen, duftenden, tönenden, geformten Andersartigkeit der Natur herbeiführen.

Ad (2): Förderung eines *tätigen Umgehens* in der sinnlichen Begegnung mit Naturgebilden; Aufsuchen, Aufnehmen und symbolisches Verstehenlernen der vielgestaltigen Ausdrucksformen in der Natur; Orte der Bewegung und des Erlebens, des Abenteurers (Alpenwelt, Meer) aufsuchen, aber auch des Verweilens und der 'Entschleunigung' (ein Garten, eine Blattgestalt, ein Hochsitz im Wald).

Ad (3): Verlebendigung einer symbolisch erlebten Sinnenwelt; Blumen, Pflanzen, Tiere durch *beobachtend-einführende*

Wahrnehmung an ihrem jeweiligen 'Ort' sehen und in ihrem symbolischen Bedeutungsgehalt 'verstehen' lernen. Gedacht ist an das Hervorrufen einer geistigen Welt der Bilder, der Bedeutungen und Qualitäten, wie sie im Medium von Fantasie, Kreativität und Intuition der Erfahrung der sinnenstarken Naturwirklichkeit entspringt.

➤ All dies dient letztlich dem Menschen und seinem leib-seelisch-sozialen Gelingen selbst. Es bewirkt die Formung einer geistigen Welt des Wert- und Sinnvollen; die *wertschätzende* Betrachtung der Natur (Empathie, Teilhabe, Solidarität) sowie ein religiös-kontemplatives Erahnen ihrer Tiefendimension und Größe.

Fazit: Der behutsame Aufbau jener 'ersten Natursicht' vermag sonach – in einer bisweilen sinnleeren Zeit – humane Wert- und Sinnvollzüge in uns zu begründen.

### **3. Natur wieder zentriert in die pädagogischen Handlungsräume hereinholen**

Im Einzelnen:

- Elementarer Bildungsbereich/ lebendiger Umgang mit Pflanze, Tier, Wald, Wiese etc.
- Grundschulpädagogik/ Kontakt mit natürlicher Umgebung, 'Orten', Räumen, Parks, naturnahen Landschaften etc.
- Weiterführende Schulen/ ökologische Thematiken, Hofgestaltung, Projekttagge, Freizeiten, Reisen etc.
- Außerschulische Jugendbildung/ Erlebnispädagogische Momente, Reisen, Wandern, Sport, Übernahme von Aufgaben zugunsten naturnaher Räume und Gegebenheiten.

Bereits die klassische Diätetik verwies auf die Natur und natürliche Umwelt ('aer'= Luft, Klima) als elementarstes Feld leib-seelisch-sozialen Wohlbefindens. Unser heutiges pädagogisch-anthropologisches Wissen kann dies nur unterstreichen. Von

daher ist auch im Blick auf die pädagogisch-therapeutische Arbeit mit abhängigen Jugendlichen davon auszugehen, dass die lebendige Naturerfahrung heilende und stärkende Kräfte zu entfalten vermag. Dementsprechend sollte pädagogisches Handeln auf diesem Felde zentriert wieder auf eine Erschließung der lebenspendenden Kraft von Luft, Licht, Wasser, Wärme, Klima, Pflanze, Tier, Landschaften, Erholungszonen und Wohnbereichen hinarbeiten. In einer Kultur der sinnlich-ästhetischen Begegnung müsste hier Natur wieder erfahrbar gemacht werden als ein gestaltenreiches Ausdrucksfeld und eine schöpferische Quelle für menschliche Zentrierungsarbeit, Gewinnung von Ich-Stärke und neuem Lebensinn. Denken wir nur an erlebnispädagogische Momente wie: in Gruppen und Gemeinschaften besondere *Orte* ('oikoi') *aufsuchen* – Zelten, Wandern, Lagern an einem Fluss oder See; faszinierende Naturräume durchmessen – Bergsteigen, Schwimmen im Meer; Übernahme von Aufgaben – Naturschutz, Tierschutz; Formen natürlicher Meditation – Ein- und Ausatmen, sich Sammeln in die Natur hinein, Erfahrung des Ich-Selbst, als Teil einer Gesamtordnung.

## RESÜMEE

*Lebendiger Naturbezug* ist in einer hochrationalisierten Zivilisation der Leistung und Schnelllebigkeit zweifellos notwendige Voraussetzung für leib-seelisch/ geistig-soziale Integrität von Menschen, für ihre *gesunde Persönlichkeitsentwicklung*, für Ich-Stärke, Selbst- und Weltbejahung, den Sinn für Realität und zugleich die Freude an der Wirklichkeit.

## LITERATUR

Bergmann, W. & Hüther, G. (2006). *Computersüchtig - Kinder im Sog der modernen Medien*. Düsseldorf: Patmos.

Hentig, H. v. (2004). Ein Maßstab für Bildung. In A. Schavan (Ed.), *Bildung und Erziehung*, 291 – 312. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Keupp, H. et al (1999). *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.

Lorenz, K. (1983). *Der Abbau des Menschlichen*. München: Piper.

Mertens, G. (Hrsg.) (2008). *Balancen. Pädagogik und das Streben nach Glück*. Paderborn: Ferdinand Schöningh GmbH. 2. Aufl. 2008.

Mertens, G. (Hrsg.) (1995). *Habilitationschrift: Umwelterziehung. Eine Grundlegung ihrer Ziele*. München: Ferdinand Schöningh GmbH. 3. Aufl. 1995.

Portmann, A. (1973). *Biologisches zur ästhetischen Erziehung*. In ders., *Vom Lebendigen. Versuche zu einer Wissenschaft vom Menschen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 189-220.

Portmann, A. (1971). *Naturschutz wird Menschenschutz*. Zürich: Arche-Verlag.



# BINGEDRINKING: WODURCH KÖNNEN TRINKENDE JUGENDLICHE GUT ERREICHT WERDEN? -

## SCHLUSSFOLGERUNGEN AUS DEM FORSCHUNGSPROJEKT „JUGENDLICHE UND RAUSCHTRINKEN: SUBJEKTIVE BEGRÜNDUNGSZUSAMMENHÄNGE HINSICHTLICH EINFLUSSFAKTOREN, MOTIVATION UND ANREIZE BEIM RAUSCHTRINKEN“ IM AUFTRAG DES BMG

*Helga Huber, Tübingen*

In unserer Untersuchung, durchgeführt vom Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Tübingen in Kooperation mit dem Forschungsinstitut tifs, Tübingen, standen laut Forschungsauftrag die subjektiven Begründungs- und Handlungszusammenhänge von Jugendlichen im Mittelpunkt: Orientierungen, Motivationen, Verhaltensweisen, Handlungen. Damit war das individuelle Verhalten und die subjektive Sicht von jungen Menschen auf ihren hohen Alkoholkonsum der Untersuchungsgegenstand. Aus dieser Perspektive wurde auch nach Einflussfaktoren und Anreizen gefragt. Ergebnisse mit Empfehlungen zur Prävention wurden im April 2008 in einem Forschungsbericht veröffentlicht, aus dem die folgenden Ausführungen<sup>41</sup> entnommen sind. Ich beginne mit den theoretischen Anknüpfungspunkten und dem Forschungsdesigns. Es folgen Ergebnisse und Präventionsempfehlungen.

### THEORETISCHE ANKNÜPFUNGSPUNKTE UND FORSCHUNGSDESIGN

Theoretische Ausgangspunkte waren (a) die Akteursperspektive, das heißt Jugendliche

als Handelnde zu begreifen, (b) die Annahme, dass das Handeln und die Praktiken für die jungen Menschen subjektiv sinnvoll sind, und (c) dass über die Rekonstruktion der Praktiken von Jugendlichen und des subjektiven Sinns ein Zugang zum Phänomen des Rauschtrinkens gefunden werden kann. Für das Forschungsdesign bestanden damit wesentliche Herausforderungen darin,

- dass wir uns mit den Praktiken von jungen Menschen beschäftigen, so wie sie uns davon berichten, und dabei einseitige Problematisierungen und Idealisierungen zu vermeiden suchten, um differenzierte Bilder wahrnehmen zu können,
- einen realistischen Zugang zum Rauschtrinken zu finden, der das Trinken in den lebensweltlichen Zusammenhängen der Jugendlichen belässt, und es in diesen Kontexten zu begreifen versucht,
- einen Zugang zu finden, der die bereits existierende Forschung zu „Jugend und Rauschtrinken“ (KiGGS-Studie, HBSC-Studie (WHO), ESPAD-Studie, Dogenaffinitätsstudie der BzgA) um qualitative Daten ergänzt.

<sup>41</sup> Im Beitrag werden keine Literaturbezüge angegeben. Diese sind dem Untersuchungsbericht zu entnehmen. ([www.bmg.bund.de](http://www.bmg.bund.de))

## DATENERHEBUNG

Die Datenerhebung erfolgte in drei verschiedenen Regionen (Großstadt, mittlere Region, ländlicher Raum). Insgesamt wurden 30 rauscherfahrene Mädchen und Jungen zwischen 12 und 17 Jahren befragt. Dabei wurde die proportionale Verteilung hinsichtlich Alter, Geschlecht, sowie Schulbildung und Migrationshintergrund beachtet.

## INTERVIEWSITUATION

Mit leitfadengestützten Interviews, die zwischen ein und zwei Stunden dauerten, wurden die Jungen und Mädchen befragt. Im ersten Teil des Interviews wurde ein narrativer Einstieg gewählt: Die Jugendlichen wurden aufgefordert, über ihre jüngsten Trinkerfahrungen zu erzählen. Es folgten Fragen nach der konkreten Beschreibung von Trinkanlässen, nach Gründen und Motiven für das Trinken, nach Gruppenkontextfaktoren (dem sozialen Setting der Gruppen) sowie zum sozialen Umfeld allgemein. Im zweiten Interviewteil wurden „lösungsorientierte“ Fragen gestellt. Der Fokus richtete sich auf Präventionsvorstellungen und Lösungsansätze aus der subjektiven Sicht der Jugendlichen, auf Ausnahmen beim Rauschtrinken, auf Interventionen (sich selber bzw. Freundinnen und Freunde vom Rauschtrinken abzuhalten), Gründe für moderates Trinken bzw. Abstinenz.

Zu jedem Interview wurde ein Postskript angefertigt mit Kurzfragebögen (Alter, schulischer/ berufsbildender Status, Migrationshintergrund, Schulabschlüsse der Eltern, Interessen und Freizeitgestaltung).

## DATENANALYSE

Bei der Datenanalyse fokussierten wir insbesondere auf die implizit und explizit genannten Bewältigungsstrategien, Präventionsvorstellungen, Lösungsansätze in den subjektiven Begründungszusammenhängen der Befragten. Die Anforderungen und Zumutungen von Weiblichkeit und

Männlichkeit im Kontext des Rauschtrinkens wurden durchgängig einbezogen.

Einen Kernpunkt bei der Datenanalyse bildete die **qualitative Typenbildung im Hinblick auf Bewältigungsstrategien**. Damit explizierten wir die nachfolgenden sieben unterschiedlichen Bewältigungsmuster bei den Versuchen der jungen Menschen, ihren Umgang mit Alkohol zu regulieren. Diese können nacheinander und manchmal gleichzeitig verfolgt werden, müssen sich also gegenseitig nicht ausschließen.

### 1. *Austarieren („Nicht übertreiben“)*

Bei diesem Muster geht es um das Trinken innerhalb eines bestimmten, individuellen Limits, das sich an körperlichen Grenzen, sozialen Normen und subjektiven Erfahrungen unter Alkoholeinfluss orientiert.

### 2. *Delegation („Aufpassen“)*

Dieses Bewältigungsmuster beinhaltet Regelungen der Verantwortungsübernahme und Verantwortungsübertragung innerhalb der Gruppe, die – mehr oder weniger ausgeprägt – in allen Interviews als Thema auftauchen. Dabei lassen sich grundsätzlich zwei unterschiedliche Modalitäten differenzieren, nach denen die Verantwortung verteilt wird: Zum einen finden wir Delegationen im gesamten Gruppenkontext (hier fungiert die Gruppe als Schutzraum), zum anderen Delegationen zwischen zwei Personen in der Gruppe.

### 3. *Umorientierung („mich nicht mehr durch Alkoholkonsum beweisen müssen“)*

Dieses Muster findet sich vor allem bei älteren Jugendlichen. Hier lassen sich Individualisierungstendenzen gegenüber dem Gruppenkontext erkennen. Die Jugendlichen verändern ihre individuellen Wertigkeiten und Prioritäten, womit auch die Attraktivität des exzessiven Trinkens abnimmt. Oftmals hängen solche Umorientierungen mit biografischen Veränderungen zusammen,

z.B. einem nahen Schulabschluss oder weil die Beziehung zu einer Freundin oder einem Freund wichtiger wird als die Gruppe.

4. *Normalisierung („Die Erwachsenen trinken ja auch!“)*

Alkoholkonsum wird hier als gesellschaftliche Normalität gedeutet und der eigene Alkoholkonsum als ein Stück dieser Normalität codiert – mithin sehen Jugendliche keinen Grund, weshalb sie nicht an dieser Normalität partizipieren sollten.

5. *Anerkennung durch Alkoholkonsum („Die, die viel vertragen, sind schon die Kings!“)*

Exzessiver Alkoholkonsum kann von Jugendlichen funktionalisiert werden, um innerhalb der Gruppe eine besondere Stellung einzunehmen. In diesem Fall zielen Reflexionen bzw. konkretes Verhalten in Bezug auf den Alkoholkonsum nicht auf Reduzierung oder gar Vermeidung des Konsums sondern vielmehr auf Toleranzentwicklung, um auch bei hohen Konsummengen noch positive Anerkennung zu finden und dem betreffenden Jungen oder Mädchen einen besonderen Status in der Gruppenhierarchie zu sichern.

6. *Distanzierung („Es geht auch ohne Alkohol“)*

Ein wichtiges Ergebnis war, dass es auch in rauschtrinkenden Gruppen Jugendliche gibt, die sich nicht am Alkoholkonsum beteiligen, aber dennoch sehr gut in die Clique integriert sind. Dies kann der Fall sein, wenn Jugendliche, die vorher getrunken hatten, z.B. aufgrund eines Schockerlebnisses für eine gewisse Zeit abstinenter bleiben, aber dennoch ihre Freizeit weiterhin mit der trinkenden Gruppe verbringen; oder wenn eine Jugendliche in eine weniger stark trinkende Gruppe wechselt, um negative Folgen des starken Konsums (z.B. sexuelle Übergriffe) zu minimieren.

7. *Hilfebedürftigkeit („Ich schaffe das nicht alleine“)*

In den Interviews finden sich vereinzelt auch Hinweise von Jugendlichen, die mit dem Rauschtrinken in der Gruppe überfordert sind und – zumindest phasenweise – Hilfe von dritter Seite benötigen. Hier versagen alle sonstigen Bewältigungsmuster oder sind aus verschiedenen Gründen nicht (mehr) vorhanden. Dafür ist meist ein komplexes Zusammenspiel von individuellen Faktoren, wie z.B. eine generell problematische Lebenslage sowie gruppenspezifisch besonders riskante Verhaltensmuster mit wenig funktionierenden Lösungsansätzen verantwortlich.

## EINIGE ERGEBNISSE

### Rauschtrinken als jugendkulturelles Phänomen

Ein zentrales Ergebnis ist, dass Teilhabe oder Verankerung in einer Gruppe für Kinder und Jugendliche bei ihrem Versuch, sich in den Übergangsphasen der Jugendzeit gesellschaftlich zu integrieren, überaus bedeutsam sind. Rauschtrinken stellt in dieser Hinsicht ein jugendkulturelles Phänomen dar und lässt sich nur im Kontext von Peer-Gruppen-Verhalten verstehen.

### Bedeutung der Gruppe

Das Verhalten der Jugendlichen in rauschtrinkenden Gruppen kann als Versuch verstanden werden, sich in der Phase des Erwachsenwerdens einer bestimmten körperlichen, psychischen und sozial-normativen Grenze zu nähern. Dies geschieht innerhalb einer Gruppe, die klar von den Erlebniskontexten der sonstigen Alltagswelt, insbesondere der Welt der Erwachsenen, unterschieden ist.

### Gruppe als Risiko- und Schutzraum

Aus Sicht der jungen Menschen geht es bei den Rauscherlebnissen um einen schönen

Abend, an dem sie Spaß haben wollen. Sie entwickeln aber auch Strategien (austarieren, minimieren, delegieren der Verantwortung), um nicht völlig außer Kontrolle zu geraten. Diese Doppelstrategie haben wir als „kontrollierten“ Kontrollverlust bezeichnet, bei dem der für das Rauschtrinken so wichtige Gruppenkontext sowohl als Risiko- wie auch als Schutzraum fungiert. Hier erproben die Kinder und Jugendlichen den (potentiell gefährlichen) Umgang mit Alkohol.

### **Entwicklung einer Vielzahl von Regeln und Ritualen**

In den Gruppen werden eine Vielzahl von Regeln der Trinkkultur verabredet, die dabei helfen, die Balance aufrecht zu erhalten und die eine gewisse Sicherheit bieten. Es sind Ablaufmuster zu erkennen, die jede Gruppe für sich entwickelt. Das reicht vom Sich-Verabreden über das Organisieren der Einkäufe bis hin zu der konkreten Gestaltung des Abends. Dabei werden auch Strategien vorgesehen, wie aufeinander aufgepasst werden kann (Regulierung von Konsum, beieinander bleiben, einander heim begleiten, jemanden nicht alleine lassen, etc.)

### **Sozialräumliche Aneignungsprozesse**

Im Zusammenhang mit dem Rauschtrinken eignen sich die jungen Menschen informelle Plätze an, sie „besetzen“ bestimmte Plätze regelmäßig. Auch ist die Bildung fester Ablaufmuster festzustellen, z. B. beginnt der Abend an einem bestimmten Ausgangspunkt (halfpipe), dann geht man auf Parkplätze, in private Gärten, etc., später in die Stadt, dann wieder zurück zum Ausgangspunkt, dort endet dann irgendwann die Nacht.

### **Möglichkeit, einen Umgang mit den Geschlechterrollen zu finden**

Mit dem Trinken wird die Möglichkeit verbunden, einen Umgang mit den (Anforderungen und Zumutungen) der Geschlechterrollen zu finden. Jugendliche versuchen

etwa „locker zu werden“ im Zusammensein mit dem anderen Geschlecht oder Schüchternheit zu überwinden. Auch geschlechtsbesetzte Rollen werden gegenseitig ausprobiert, indem Mädchen viel trinken, um anerkannt zu werden, oder Jungen betont fürsorgliche handeln.

### **Rauschtrinken - soziale Lage - Risikomerkmale**

Mit Blick auf den Zusammenhang von Rauschtrinken und sozialer Lage ist jugendliches Rauschtrinken zunächst kein Phänomen, das einer bestimmten sozio-ökonomischen Schicht zuzuordnen ist oder bei dem Migrationshintergrund oder Geschlecht Ausschlusskriterien sind. Dies gilt vor allem für das Rauschtrinken im Peer-Gruppen-Kontext, das sich am Spaß und an der gemeinsamen Freizeitgestaltung orientiert. Doch auch im Hinblick auf das eher nachrangige, dafür umso riskantere Trinken im Zusammenhang mit Problemen (Frustrinken) finden sich Aussagen von Jugendlichen unterschiedlichster Herkunft und über alle Schularten hinweg.

Betrachtet man jedoch die Bewältigungsanforderungen genauer, dann ergeben sich Hinweise auf einen Zusammenhang von Risikomerkmale mit belastenden sozio-ökonomischen und psychosozialen Lebenslagen. Präventionsmaßnahmen müssten hier an den „Risikomerkmale“ der unterschiedlichen Ausgangslagen ansetzen bzw. diese bei begleitenden und unterstützenden Maßnahmen berücksichtigen.

Unter der Genderperspektive ist zu erwähnen, dass bei Mädchen und Jungen gleiche und unterschiedliche „Risikomerkmale“ angesprochen wurden. Auffallend war insbesondere, dass von Mädchen die Furcht vor sexueller Gewalt durch Jungen geäußert wurde, Jungen sprachen die Furcht an, unter Alkoholeinfluss gegen Personen und Sachen gewalttätig zu werden.

### **Präventionsempfehlungen**

Die Empfehlungen des Untersuchungsberichts beziehen sich auf Verhaltens- und

Verhältnisprävention. Hier möchte ich mich auf einige Ausführungen zu verhaltenspräventiven Empfehlungen beschränken. Die zentrale Perspektive für die Präventionsempfehlungen der Untersuchung setzen an der Frage an, was es präventionslogisch bedeutet, dass Jugendlichen in ihren informellen Gruppen das Rauschtrinken überwiegend selbst regulieren, dass aber die Strategien nicht immer (manchmal selten) aufgehen. Bei der Entwicklung eines verantwortungsbewussten Umgangs mit Alkohol ist also die Anleitung und Begleitung der jungen Menschen durch Erwachsene nötig (Eltern, Lehrpersonen, sozialpädagogische Fachkräfte, etc.). Dabei entsteht prinzipiell ein gewisses Dilemma, weil Jugendliche in Erlebniskontexten außerhalb der sonstigen Alltagswelt unter sich sein und Spaß haben wollen, und Präventionsmaßnahmen von Erwachsenen eher auf Ablehnung stoßen werden.

Bei Präventionsmaßnahmen gilt es darauf hinzuwirken, dass die in den Praxen der jungen Menschen enthaltenen Risiken minimiert und gleichzeitig die vorhandenen Bewältigungsansätze gestärkt werden. Wir gehen davon aus, dass der Zugang für Prävention gelingen kann, wenn sie den „Spielraum zur Selbstgestaltung der geselligen Praxis“ offen hält und anerkennt, dass ‚eigenständige Lösungen‘ ermöglicht werden. In ihren lebensweltlichen Trinkkontexten und ihrer gängigen Konsumpraxis sollten die Kinder und Jugendlichen flankierend begleitet und unterstützt werden, damit ihnen der Umgang mit der Alltagsdroge Alkohol gelingt. Insbesondere sollte bei der Entwicklung von Präventionsmaßnahmen das sehr frühe Einstiegsalter verstärkt berücksichtigt werden.

Ansatzpunkte gibt es auf allen Handlungsfeldern, die mit jungen Menschen zu tun haben. Einige möchte ich kurz benennen:

### **Ansatzpunkt Peergruppen und außerschulische Jugendbildung**

Rauschtrinken bei Jugendlichen stellt ein Peergruppenphänomen dar. Für Maßnah-

men, die im Freundeskreis und in Gruppen in der Freizeit ansetzen, sehen wir Chancen für erfolgreiche Prävention. Erfahrungen hierzu gibt es z. B. mit Präventionsmaßnahmen in der Schweiz und in Österreich in Räumen der verbandlichen Jugendarbeit und an Plätzen, die von Jugendlichen zum Feiern aufgesucht werden (u.a. öffentliche Feste, Diskotheken). Gerade auf den verschiedenen Feldern der außerschulischen Jugendbildung eröffnet sich ein großes präventives Potential, insofern hier Jungen und Mädchen im Peer-Kontext eine attraktive Freizeitgestaltung geboten werden kann. Bestehende Ansätze sollten gesammelt und systematisch weiter entwickelt bzw. neu entwickelt und systematisch erprobt werden.

### **Ansatzpunkt Elternhaus**

Die Ergebnisse weisen einhellig auf die große Bedeutung der Beziehungsqualität zwischen Kindern bzw. Jugendlichen und Eltern hin. Auf dieser Basis kann elterlicher Einfluss erst wirksam werden. Vor allem ist hier die klare elterliche Regelsetzung für Kinder wichtig. Auch Jugendliche erwarten von ihren Eltern weiterhin Orientierung und die wertschätzende Wahrnehmung ihrer Person. Da sich viele Eltern in den Entwicklungsphasen entweder hilflos oder ahnungslos zeigen, erscheint eine bessere Sensibilisierung und Qualifizierung der Eltern zu einer reflektierten Begleitung ihrer Kinder im Umgang mit Alkohol angezeigt. Es gibt familienorientierte Präventionskonzepte, die kritisch geprüft und zum Teil weiter entwickelt werden müssten. Auch hier ist die Erprobung und Entwicklung neuer Konzepte erforderlich.

### **Ansatzpunkt Schule**

Für das Handlungsfeld Schule gibt es sehr viel (in wissenschaftlichen Untersuchungen und Studien gewonnenes) Wissen darüber, wie Suchtprävention in der Schule didaktisch-pädagogisch sinnvoll umgesetzt werden kann. Aktuell sind jedoch Themen zum Umgang mit Suchtmitteln und Gesundheit



in den schulischen Lehrplänen zu wenig oder nicht systematisch berücksichtigt. Hier besteht Entwicklungsbedarf. Zu berücksichtigen ist dabei, dass sich schulische Präventionsprogramme nur dann als effektiv erweisen, wenn sie interaktiv konzipiert und direkt auf das Trinkverhalten ausgerichtet sind (und nicht lediglich Informationen vermitteln). Hierzu eignen sich projektförmige Settings, die sich deutlich von der normalen Unterrichtsstruktur unterscheiden. Als ein Beispiel guter Praxis ist das Programm „Lieber schlau als blau“ zu nennen, das derzeit in Kooperation mit Schulen in Brandenburg erprobt wird.

### **Medial konzipierte Präventionsangebote**

Unter der zentralen Frage, wie eine möglichst breite Öffentlichkeit von Jugendlichen niedrig schwellig erreicht werden kann, kommen innovative Präventionsansätze nicht mehr an der Berücksichtigung medialer Räume vorbei. Internet und PC-Spiele haben in der jugendlichen Lebenswelt einen besonderen Stellenwert und bieten eine ideale Möglichkeit, auf attraktive Weise eine breite jugendliche Öffentlichkeit zu erreichen. Deshalb liegt es nahe, vor dem Hintergrund der hier vorgelegten Ergebnisse und mit medien-pädagogischer Expertise ein modulares, virtuelles Präventionsprogramm zu konzipieren.

# WIE DIE JUGEND TICKT

## JUGENDMARKETING ODER WELCHE PRÄVENTIVEN BOTSCHAFTEN ERREICHEN GEFÄHRDETE JUGENDLICHE?

Bernhard Heinzlmaier, Hamburg

### GESELLSCHAFT DES PERMANENTEN WANDELS

Unsere Gesellschaft ist eine Gesellschaft der permanenten Veränderung. Nichts hat lange Bestand. Schnell tritt das Neue an die Stelle des gerade vertraut Gewordenen. Unser Wissen wird schneller denn je wertlos. Innerhalb von nur 20 Jahren ist 50 Prozent von dem, was uns die Schule vermittelt, überholt. Im Bereich des EDV-Wissens schon innerhalb von nur einem Jahr.

Die schnelle Entwertung des Wissens ist das Spiegelbild einer Gesellschaft, in der nichts lange Bestand haben kann und darf. Nicht nur die Halbwertszeiten von kommerziellen Produkten verkürzen sich dramatisch, auch zwischenmenschliche Beziehungen werden flüchtiger und vergänglicher. Jugendliche, aber auch Erwachsene,

experimentieren heute mit Partnerschaften. Immer größer wird die Zahl der 50- und 60-jährigen, die ihren Lebenspartner verlassen, um ein neues Beziehungsexperiment zu wagen.

### JUGEND IN ZEITEN EINER PRÄFIGURATIVEN KULTUR

Zeiten des permanenten Wandels sind insbesondere für Jugendliche eine Herausforderung. An wem und an welchem Wissen sollen sie sich orientieren, wenn morgen ohnehin schon wieder alles anders, heute sicher Geglaubtes morgen schon wieder ohne Bedeutung ist? In diesem Zusammenhang lohnt es sich, den Begriff der „Präfigurativen Kultur“, den Margaret Mead geprägt hat, in die Diskussion einzuführen. Mit „Präfigurativer Kultur“ ist eine



**Juvenilisierung der Alltagskultur**

„Die Wege, die uns in die Gegenwart geführt haben sind nicht mehr gangbar.“

- **Präfigurative Kultur:** Die Wege, die uns in die Gegenwart geführt haben, sind nicht mehr gangbar und werden nie mehr begehbar sein. (Margaret Mead)
- In einer solchen Kultur müssen die Älteren von den Jüngeren lernen. Die Jungen müssen den Älteren „den Weg ins Unbekannte weisen“.
- Daraus folgt: Die Jugend kann nicht auf traditionelle Rollen und Lebensmuster zurückgreifen. Sie muss sich selbst erfinden.



Kultur gemeint, in der der einzelne nicht mehr ohne weiteres auf Traditionen zurückgreifen kann, weil die Wege, die in die Gegenwart geführt haben, nicht mehr gangbar sind und nie mehr begehbar sein werden. Der Focus einer solchen Gesellschaft ist mehr in die Zukunft als in die Vergangenheit gerichtet. Das Wissen der „Alten“ verliert an Bedeutung. Eine Jugend, die sich quasi aus sich selbst heraus immer wieder neu erfindet, wird zum Wegweiser für die Erwachsenen. In einer solchen Kultur müssen die Älteren von der Jugend lernen, müssen sich von ihnen in immer höherem Maße den Weg ins Unbekannte der Zukunft weisen lassen.

### DAS STEIGERUNGSSPIEL UND SEINE FOLGEN

Eine Gesellschaft, deren Blick sich auf die Zukunft richtet, die in Möglichkeitsräumen, Umbrüchen und Neuanfängen denkt, beschreibt auch der deutsche Soziologe Gerhard Schulze. Für ihn ist unsere Gesellschaft quasi im Prinzip eines endlosen Steigerungsspiels gefangen. Eine solche Gesellschaft hat das Ankommen verlernt. In ihr ist der Mensch nur dann glücklich,

wenn er etwas bauen, etwas entwickeln kann. Ist er damit fertig, also am Ziel, erfasst ihn ein Gefühl der Leere und Sinnlosigkeit. Die Jugend ist nun in eine solche Steigerungs- und Leistungsgesellschaft geworfen. Konkurrenz, Druck, sich ständig steigern und verbessern müssen bestimmen ihren Alltag. Und das Steigerungsspiel spaltet unsere Jugend. Während sich die einen nach einer neuen Kultur des Ankommens sehnen, sich zurücknehmen und die Verweildauer in der Herkunftsfamilie ausdehnen, um der Leistungsgesellschaft so lange wie nur möglich zu entgehen, stürzen sich die anderen in den Leistungswettstreit um führende Positionen in der Berufs- und Statushierarchie der Gesellschaft. Viele von ihnen bezahlen ihren Einsatz in späteren Jahren mit Überlastungs- und Burnout-Erkrankungen.

### FLUCHT INS SPIEL UND IN ÄSTHETISCHE PARALLELWELTEN

Die modernen, „posttraditionellen“ Gemeinschaften, die von Jugendlichen gebildet werden, gehorchen ästhetischen Prinzipien und funktionieren nach dem Motto „Was nicht sichtbar ist existiert nicht“.

**Das Steigerungsspiel**

„Immer weiter, immer höher, immer größer – das ist das wirkungsvolle Grundprinzip der (Post-)Moderne.“

GERHARD SCHULZE

Die beste aller Welten

Wohin bewegt sich die Gesellschaft im 21. Jahrhundert?

Das neue Buch der Kultur der Arbeitsgesellschaft

ifactory

- Die postmoderne Kultur des permanenten Unterwegsseins hat das Ankommen verlernt.
- Erfüllung finden man am Hausbau und nicht am Wohnen.
- Mögliche neue Tendenz im 21. Jahrhundert: Kultur des Ankommens.
- Neuer Menschentyp, der sein Heil nicht in einem Mehr an Konsum, an Steigerungswissen und an materieller Grenzüberschreitung sucht, sondern in daseinsfroher Bescheidenheit und in vitaler Ausschöpfung der bestehenden Möglichkeiten.

Sehen und gesehen werden ist eines der Grundprinzipien moderner Jugendkulturen. Zudem sind moderne Jugendkulturen theatralische Kulturen. In ihnen werden Szenen aufgeführt und Rollen gespielt. Es geht also um das gute Aussehen und um das Spiel. Schon Nietzsche schreibt in seiner Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik: „Das Verlangen nach Schönheit erwächst aus Verlust, Mangel und Schmerz.“ Die postmoderne Gesellschaft des Steigerungsspiels schafft einen Alltag, der für Jugendliche auch von Verlust und Mangel geprägt ist. Dem Verlust von Sicherheit und dem Mangel an emotionaler Wärme versuchen sie durch punktuelle oder permanente Fluchten in die Parallelwelten ihrer Lebensstilgruppen und Szenen zu kompensieren. Die Lust am Spiel in einer parallelen Welt, in der man im hohen Maße nur so tut als ob, in der man bei relativ geringem Risiko experimentieren kann und darf, steigt in dem Maße, in dem die „Fesseln der Verhältnisse“ (Schiller) enger geschnürt werden, in dem kontrollgesellschaftliche Regulative quantitativ und qualitativ ausgeweitet werden.

### **KOLLEKTIVE INDIVIDUALISIERUNG**

Die Modernisierung der Gesellschaft hat zu einer Freisetzung der Individuen aus kollektiven Bezügen geführt. Der einzelne Mensch erfährt dadurch einen Zuwachs an Freiheiten und Handlungsmöglichkeiten, gleichzeitig empfindet er sich als „entbettet“, als in vielen gesellschaftlichen Situationen auf sich alleine gestellt und verlassen. Das Individuum ist im Guten wie im Schlechten auf sich alleine gestellt, es steht im Mittelpunkt der Gesellschaft. Aber das Individuum ist nicht nur Zentrum der Gesellschaft, das Individuum wird auch zum zentralen Bezugspunkt für sich selbst. Noch nie hat so eine große Zahl von Individuen soviel Zeit für Selbstreflexion und ästhetische Selbstgestaltung aufgewendet. Das Zusammenleben und die Diskurse der Menschen sind psychologisiert. Nachdenken über sich selbst ist angesagt. Genauso wie die Gestaltung des eigenen Körpers und der Körperoberfläche im Mittelpunkt des Interesses steht. Sowohl die psycholo-

gische als auch die ästhetische Selbstgestaltung des Individuums ist kommerzialisiert. Ein Mangel an Geld bedeutet in beiden Sphären die weitgehende Exklusion. Dennoch steht das Individuum nicht außerhalb aller sozialen Bezüge. Auch in postmodernen Gesellschaften findet Individualisierung vermittels von Kollektiven statt. Das Individuum grenzt sich dadurch von anderen ab, indem es sich einen spezifischen Gruppenstil aneignet. Individualisierung innerhalb einer Gruppe findet durch die Kultivierung des feinen stilistischen Unterschiedes statt.

### **JUGENDKULTUR ALS EINE KULTUR DER SCHWACHEN BINDUNGEN**

Dort wo das Individuum stark ist, werden Gemeinschaften geschwächt. So auch in den Jugendkulturen. Gemeinschaften gehen mehr und mehr in den Zustand lose geflochtener Netzwerke über, die dem einzelnen Teilnehmer wenig Verbindlichkeit abverlangen. Der einzelne wiederum bleibt dadurch handlungsfähiger im Bezug auf alternative Möglichkeitsräume. Wer nicht gezwungen ist, sich festzulegen, dem stehen auch andere Optionen permanent offen. Das permanente Offen-sein für alternative Optionen legt das Prinzip der Steigerungslogik nahe. Wer es verlernt hat anzukommen, der prägt ein Bindungsmuster des „immer auf dem Sprung-Seins“ aus. Das Leben so lange wie nur möglich für alles offen halten lautet die Devise, in der privaten Welt wie in der Arbeitswelt. Online-Sozial-Networks als Systeme der schwachen Bindung halten Möglichkeitsräume sowohl für das Privatleben als auch für die Arbeitswelt offen. Solche Systeme offerieren strukturelle Rahmenbedingungen, innerhalb derer sich das, was Richard Sennett „flexible Bindungslosigkeit“ nennt, optimal ausagieren kann.

### **NEOMATERIALISMUS. DIE JUGEND WEISS WAS SIE WILL**

Die Zeiten des Postmaterialismus, die Zeiten der Revolte und des Aufbegehrens sind vorüber. Weite Teile der postmodernen Jugend sind taktisch angepasst und in

## Neomaterialismus

**„Am Beginn des dritten Jahrtausends kehrt der Materialismus zurück“**

- „Silent Revolution“ am Ende. Anstelle von Selbstverwirklichung und idealistischen Gesellschaftsutopien geht es wieder um Einkommen, Konsum, Karriere und Sicherheit.
- Gab es unter den Unter-30-jährigen noch 1980 50% Post-materialisten, so waren es 2002 gerade mal 25%.
- Themen wie Finanzierung des Sozialstaates, Arbeitslosigkeit, Innere Sicherheit, Migration und Terrorismus verändern die Wertepräferenzen.
- Sicherheit wird zum zentralen Thema. Sicherheit im Beruf, in der Öffentlichkeit, in der Familie, in der Partnerschaft, in den Freundesbeziehungen, im Konsum.



erster Linie durch materielle und Statuszugewinne motiviert. Die Shell-Studie nannte sie vor einigen Jahren einmal treffend „Ego-Taktiker“. Die individualisierten Pragmatikerinnen und Pragmatiker haben gutes Benehmen, sind freundlich und zuvorkommend, aber hinter der Oberfläche des braven Bürgers verbirgt sich in der Regel ein knallhartes persönliches Nutzenkonzept. Ideologische Entwürfe und Gesellschaftsutopien sind dieser Jugend eher fremd. Sie wollen ein gutes Leben im Hier-und-Jetzt und für ein solches sind, das haben sie gelernt, in einer materialistischen Leistungsgesellschaft vor allem Geld, Status und staatliche Sicherheitsgarantien funktional. Sicherheit erwartet man sich aber längst nicht mehr nur vom Staat. Sicherheit wird mehr und mehr auch zum Thema für den Markt und zwar in Form von spezifischen Produkten und von ideellen, symbolischen Garantien, die von Marken ausgehen.

### **DIE NEUEN VORBILDER. TREND ZUM VORBILD-SAMPLING**

Die postmoderne Jugend musste lernen, sich selbst zu erfinden, also findet sie sich auch nicht mit vorgegebenen Vorbildern ab, sondern bastelt sich selbst welche. Der

überwiegende Teil der Jugendlichen hat heute nicht ein einziges personales Vorbild. Vielmehr hat man einen Pool an vorbildlichen Personen, bei denen Teile ihres Lebens zur Orientierung herangezogen werden. Die eine alles überstrahlende Figur fehlt fast vollständig. An ihre Stelle ist ein „Bastelvorbild“ getreten, ein Vorbild also, das Elemente von vielen in Teilen vorbildtauglichen Personen enthält.

### **MATERIELLE BILDERWELTEN ALS RESSOURCEN FÜR VORSTELLUNGSBILDER**

Jugendliche wachsen heute umgeben von bildproduzierenden Medien auf. Die emotionalen Zeichen- und Symbolströme der Bildmedien nehmen Einfluss auf die kommunikative Kultur der Jugend. Im Kern bedingen sie einen Bedeutungszuwachs der nicht-argumentativen, symbolischen Kommunikationsformen und Kommunikationsmittel. Der wortsprachliche Anteil der Kommunikation wird reduziert. Mehr als früher wird durch Zeichen, Bilder, symbolische Formen ausgedrückt. Zugehörigkeit zu Gruppen basiert nicht mehr auf einem rationalen Bekenntnis. Vielmehr werden die jungen Menschen durch die emotionalisierende Ausstrahlung von modischen Stilmitteln in Gruppen „hineingezogen“. Somit

verwundert es wenig, dass in den Jugendkulturen weniger argumentiert und anstelle dessen mehr gezeigt, vorgeführt und inszeniert wird. Man versucht sich mit emotionalen Ästhetiken zu verführen. Folglich tendieren Jugendkulturen dazu, zu Kulturen des sich Einfühlens und Verstehens zu werden. Für die praktische Kommunikation bedeutet das, dass man Jugendliche nicht primär mit den richtigen Argumenten, eher schon mit den richtigen Bildern und emotionalen Inszenierungen erreicht.

### **KONSEQUENZEN FÜR DIE KOMMUNIKATION MIT JUGENDLICHEN**

Die wichtigste Konsequenz besteht wohl in der formalen (ästhetischen) Gestaltung der Kommunikation. Dabei ist vor allem auf den

Bei allem darf man aber nicht vergessen, dass unsere Jugendlichen unter den Bedingungen einer „flüchtigen“ Zeit leben, in der Sicherheiten, Gewissheiten und Verbindlichkeiten verloren gegangen sind. Vielen fehlt der Halt, die Orientierung, die Gewissheit, dass jemand für sie da ist, sollten sie einmal scheitern. Unter solchen gesellschaftlichen Bedingungen ist Sicherheit ein knappes aber wertvolles Gut. Marken und Markenkommunikation sollten deshalb nicht vergessen, Sicherheitsfragen in der richtigen symbolisch-ästhetischen Form zum strategischen Thema zu machen. Wesentlich erscheint auch, dass moderne Jugendkulturen den schwachen Bindungstypus privilegieren. Unter den Einflüssen von schwachen Bindungen sozialisiert reagieren Jugendliche mit Ablehnung, wenn man sie festlegen und binden will.

### **NEUN GEBOTE DER KOMMUNIKATION**

- Belohnung für Verzicht im Hier-und-Jetzt
- Wohlfühlen als Grundlage eines ganzheitlichen Gesundheitsbegriffes
- Jugendliche haben ein lustbetontes Lebenskonzept
- Mens sana in corpore pulcher
- Gesundheitskommunikation auf Events muss innovative, ästhetisch passend und aktivierend sein
- Jugendkommunikation ist Bildkommunikation
- Kein erhobener Zeigefinger, keine Missionierung
- Körperästhetik als zentrales Thema der Gesundheitskommunikation
- Schule als wichtiger Ort der Gesundheitskommunikation

non-verbale, symbolische Bereich der Kommunikation das Hauptaugenmerk zu legen. Wichtig ist die Verwendung der richtigen Zeichen, Symbole und Bilder und diese müssen an die Ästhetik der Lebensstile der jungen Zielgruppen anschlussfähig sein. Zudem ist zu beachten, dass Jugendkulturen emotionale Kulturen sind. Zugänge eröffnen sich in solchen Kulturen über Gefühle, die aus Erlebnissen hervorgehen. Das rationale Argument ist dabei oft sekundär.

Aufdringliche, vereinnahmende Kommunikation und Kundenbindungsprogramme, die auf dem traditionellen Clubprinzip basieren wird daher vor allem von den Bildungsschichten oft mit Reaktanz begegnet. Und zum Schluss: Jugendliche leben in einer ausufernden Kontrollgesellschaft. Das bedeutet, dass der Einzelne mit seinen hohen Autonomieansprüchen in immer mehr Freiheiten eingeschränkt oder ihrer sogar gänzlich beraubt wird. Die Ego-Taktiker/innen rebellieren aber nicht offen



dagegen. Sie passen sich taktisch an, um den eigenen Vorteil nicht zu gefährden. Einschränkungen und Reglementierungen werden im Spiel der Lebensstile zu kompensieren versucht. In diesem Sinne besteht auch eine große Chance für junge Marken sich zu positionieren, indem sie sich auf die Seite der Freiheit, des Unkonventionellen, das sich der sozialen und institutionellen Kontrolle entzieht, stellen. Eine solche Anmutung kann schon alleine durch ein rebellisches Testimonial erzeugt werden. Und warum sollten angepasste Ego-Taktiker/innen auf rebellische Testimonials abfahren? Ganz einfach: Weil sie gerne rebellisch wären, die Rebellen insgeheim sogar bewundern, es aber mit ihren persönlichen Vorteilskonzept nicht für vereinbar halten, selbst rebellisch zu sein.

## LITERATUR

Beck, U. (1986). Risikogesellschaft. Auf dem Weg in die andere Moderne. Sonderausgabe 2003. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Ehrenberg, A. (2004). Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart. Frankfurt am Main: Campus.

Heitmeyer, W. (Hrsg.). (2007). Deutsche Zustände, Folge 5. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Hitzler, R., Bucher, T. & Niederbacher, A. (2005) Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute. Wiesbaden: Leske + Budrich.

Hitzler, R. Honer, A. & Pfadenhauer, M. (Hrsg.). (2007). Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnographische Erkundungen. Wiesbaden: VS-Verlag.

Hurrelmann, K. (2004). Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. Weinheim / München: Juventa.

## Präventive Kommunikation für junge Zielgruppen

### Burnout-Gesellschaft hauptverantwortlich für gesundheitsschädigendes Verhalten.

- Stress, Druck und subjektives Gefühl der Überforderung als wichtigste Gründe für gesundheitsschädigendes Verhalten.
- Zwang zum Individualismus (persönliche Statusindikatoren) übt zusätzlichen Druck aus.
- Daher: Keine perfekten „Erfolgsmenschen“ als Testimonials verwenden (zusätzlicher Druck)
- Mut zur Selbstverwirklichung gegen die materialistischen Normen (Sein statt Haben) machen. (=Stark machen zur Selbstverwirklichung)
- Bildzentrierte Kommunikation; Gefühle ansprechen; keine vernunfts- und begriffszentrierte Kommunikation; Erlebniswelt „Rauchfrei“ auf Events (?) inszenieren.
- Fraktale Identitäten. Nicht der Mensch als Ganzes muss bearbeitet werden, sondern seine jeweilige Rolle in den verschiedenen sozio-kulturellen Feldern (Arbeit, Schule, Sport, Event etc.)
- Codierung der Jugendkulturen in die Kommunikation integrieren.
- Und: Keine normative Kommunikation sondern Hilfe für Ziele anbieten, die sich das Individuum selbst steckt.

# SCHLUSSFOLGERUNGEN

In den Beiträgen und Diskussionen des 12. Wissenschaftlichen Gespräches der DG-Sucht wurden aus sozialwissenschaftlicher Perspektive sehr umfassend die sozialen Bedingungsfaktoren des Suchtmittelkonsums junger Menschen in unserer heutigen Gesellschaft deutlich. Als Konsequenz der Individualisierung und Pluralisierung können wir nicht mehr von ‚der Jugend‘ sprechen, sondern stehen einer Vielzahl unterschiedlicher Lebensformen (Jugendkulturen oder auch Jugendmilieus genannt) gegenüber. Noch in den 60iger Jahren galt die Jugendphase als die Zeit zwischen dem 13./14. Lebensjahr und der Volljährigkeit, die damals noch bei 21 Jahren lag. Seit den 70iger Jahren ist hier eine Wandlung eingetreten. Die Jugendphase, eingeläutet durch körperliche Veränderungen, beginnt immer früher. Auch wird sie heute nicht mehr mit dem Erreichen der Volljährigkeit mit 18 Jahren beendet. Erwachsen sein bedeutete immer schon, eigene Entscheidungen treffen zu dürfen (und zu müssen) bei gleichzeitiger Übernahme von Pflichten und Verantwortung in Familie und Beruf. Heute sind junge Menschen dazu erst immer später in der Lage. Ausbildungen dauern nicht selten bis Mitte zwanzig oder länger und auch danach ist der Einstieg ins Berufsleben schwierig. Damit verbunden ist auch eine längere finanzielle Abhängigkeit von den Eltern – oder von öffentlichen Kassen. Eigenständig und selbst finanziert leben und wohnen zu können verschiebt sich immer mehr nach hinten. Auch die eigene Familiengründung wird oft auf das vierte Lebensjahrzehnt verschoben. Ablösung von den Eltern, die Entwicklung einer eigenen Identität ist dadurch schwieriger geworden. In dieser Situation gibt die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft Gleichgesinnter und Gleichbetroffener Sicherheit und Schutz.

Wir leben aber auch in einer Gesellschaft, die sich permanent verändert. Wissen ist schneller als je zuvor veraltet. Ein Beispiel dafür sind die rasanten Entwicklungen im IT-Bereich. Hier begleitet nicht die Eltern- generation die Jugendlichen in die Zukunft sondern eher umgekehrt die Jugend die Eltern. Das Erfahrungswissen der älteren Generation kann immer weniger als Orientierung dienen.

Ein weiterer Einflussfaktor, der Jugendlichen zunehmend Sicherheit und Perspektive nimmt, ist der alltägliche Druck. Je höher, je weiter, je schneller um so besser lautet heute die gesellschaftliche Maxime der permanenten Steigerung. Ein zweiter Platz im Weltklassesment wird schon als Versagen in der Presse vermarktet. Eine Wertschätzung scheint es für die Mittelklasse kaum zu geben. Und was ist dann mit den Menschen, die mit ihren Fähigkeiten und Ressourcen – aus welchen Gründen auch immer – eher unterdurchschnittliche Möglichkeiten haben? Dieser Druck verlegt sich spätestens seit Pisa bereits in den Kindergarten. Kinder werden als bildungsbedürftig gesehen aber nicht ausreichend als entwicklungs- und schutzbedürftig.

Welche Schlussfolgerungen ergeben sich nun als Fazit aus dem Wissenschaftlichen Gespräch? Ich möchte hier einige Aspekte aus den Beiträgen herausstellen:

1. Kinder und Jugendliche müssen unterstützt werden, positive Peerkulturen zu entwickeln, in der sie Zugehörigkeit fühlen können und Mitsprache, Fairness, Solidarität, Empathie, Anerkennung und Respekt erfahren. Hier können sie lernen, sich gegenseitig zu unterstützen und zu helfen.



2. Notwendige Kompetenzen in unserer komplexen, globalen Gesellschaft sind Flexibilität und Kreativität. Auch risikoreich konsumierende Jugendliche in den unterschiedlichen Kulturen sind musisch interessiert und kreativ tätig. Prävention und Behandlung müssen diesen Aspekt mehr als bisher berücksichtigen. Die in den Jugendkulturen vorhandenen kreativen Potenziale sollten genutzt und entwickelt werden.
3. Junge Menschen, die in einem medialen Umfeld aufgewachsen sind, werden weniger durch Information und Argumente als vielmehr durch Bilder und eigenes kreatives Tun erreicht. Dies muss bei präventiven Aktivitäten mehr Berücksichtigung finden. Hier ist durchaus ein Blick auf die Erkenntnisse der Jugendmarktforschung angebracht.
4. Innovative Präventionsansätze kommen an der Nutzung medialer Räume nicht mehr vorbei. Internet und Handy sind die Kommunikationsmedien der Jugend. Das ist mehr als bisher auch bei präventiven Interventionen zu beachten.
5. Wissenschaftlich sollte geklärt werden, wie sich die unterschiedliche Milieuzugehörigkeit der Fachkräfte und ihrer Klientinnen und Klienten bemerkbar macht und welche Effekte den Grad des Erfolges in Therapie und Prävention beeinflussen.
6. Medien (und auch Politik) interessieren sich dann für Suchtfragen, wenn sie personifiziert, emotionalisiert oder skandalisiert werden (können). Aktive Öffentlichkeitsarbeit zu Suchtthemen muss diesen Aspekt angemessen berücksichtigen.
7. Kriminologische Erkenntnisse begründen die Annahme, dass auch Intensivstraftäter ihre kriminelle Karriere abbrechen, wenn sie eine Arbeit finden, bei der sie sich wohl fühlen und eine feste Partnerschaft eingehen. Hier setzt Stabilisierung an.
8. Suchtprävention fokussiert aktuell insbesondere frühe Einsteiger in den Suchtmittelkonsum. Es scheint aber auch eine Gruppe von Späteinsteigenden zu geben, die wir bisher wenig beachtet haben.
9. Es macht wenig Sinn, in einer Feierszene wie zum Beispiel im Karneval präventive Botschaften vermitteln zu wollen. Sie würden vor allem den Spaß nehmen und deshalb auf Ablehnung stoßen. Prävention muss in einem Kontext erfolgen, der nicht durch eine Entscheidung zum Feiern und Konsumieren bestimmt ist.
10. Sinnhafte, lebendige Erlebnisse in der Natur fördern eine gesunde Persönlichkeitsentwicklung, Ich-Stärke, Selbst- und Weltbejahung und auch das Wertempfinden. Diese Erfahrungen müssen auch im nahen Umfeld möglich sein. Kommunale Lebens- und Sozialräume der Jugendlichen sollten daraufhin kritisch analysiert werden.
11. Wir haben einen Mangel an qualitativer Sozialforschung zu Suchtfragen. Die aktuell vorherrschende Orientierung an Evidenz ist dringend zu überprüfen. Sie läßt oftmals komplexe Einflussfaktoren auf den Einzelnen außer acht. Praxisforschung wie sie zurzeit z.B. an Fachhochschulen der Sozialen Arbeit verstärkt praktiziert wird, muss intensiviert werden.
12. Es sollten Orte eines gemeinsamen Diskurses zwischen Interventions- und Grundlagenforschung sowie qualitativer und empirischer Sozialforschung geschaffen werden. Die bisherige Organisationsform auf Kongressen mit Kurzvorträgen und Nachfragemöglichkeit – aber ohne vertiefte Auseinandersetzung und Diskussion – wird dem nicht ausreichend gerecht.

*Doris Sarrazin*

# AUTORENVERZEICHNIS

Becker, Thomas, Diplompädagoge, Leiter der Katholischen Sozialethischen Arbeitsstelle der Deutschen Bischofskonferenz, Hamm

Boers, Prof. Dr. jur. Klaus, Direktor des Instituts für Kriminalwissenschaften der Westfälische Wilhelms-Universität, Professur für Kriminologie, Münster

Deckers, Dr. Daniel, Theologe, Politische Redaktion der Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt

Heinzlmaier, Bernhard, Mag., tfactory GmbH Agentur für Jugendmarketing, Markt- und Meinungsforschung GmbH, Hamburg, [bheinzlmaier@tfactory.com](mailto:bheinzlmaier@tfactory.com)

Huber, Helga, Diplompädagogin, Diplom-Sozialpädagogin, Forschungsinstitut tifs e.V., Tübingen

Lammel, Prof. Dr. phil. Ute Atonia, Diplom-Sozialarbeiterin, Katholische Hochschule NRW, Aachen

Mertens, Prof. Dr. Dr. Gerhard, Universität zu Köln, Institut für Bildungsphilosophie, Anthropologie und Pädagogik der Lebensspanne, Köln

Opp, Prof. Dr. Günther, Professur für Verhaltensgestörtenpädagogik an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle (Saale)

Sarrazin, Doris, Diplom-Pädagogin, Diplom-Sozialpädagogin, LWL-Koordinationsstelle Sucht, Münster





Ausklang Fausttheater Hamm  
„Was wir euch schon immer sagen wollten!“



**Sonderband ›Forum Sucht‹  
ISSN 0942-2382**